

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Südafrika

26. Juli bis 10. September 2002

Kirche und Sport in Südafrika

Von Christian Kunz

Südafrika vom 26.07. – 10.09.2002
betreut von der Heinz-Kühn-Stiftung



Inhalt

1. Intro	196
1.1 Einleitung	196
1.2 Thema	196
1.3 Ein paar Zahlen zum Einstieg	198
I. Kirche in Südafrika	199
1. Allgemeine Zahlen	199
2. Reformierte Kirchen	199
3. Lutherische Kirchen	201
4. Die englischsprachigen Kirchen	202
5. Römisch-Katholische Kirche	203
6. Afrikanisch-unabhängige Kirchen	204
7. Charismatische Kirchen und Pfingstkirchen	205
8. Weitere Kirchen	205
9. Mach deine Kirche per SMS reich	206
10. Zwei Morde pro Tag sind normal	206
11. 400 kostenlose Mittagessen – Zum Nachtschicht gibt's Bibelarbeit	208
12. Ausbildung der Gefangenen zwischen Stacheldraht und Wachhunden	209
13. Beispielhafte Ökumene	211

14. Eine Wunderheilung in der Kirche	212
15. 7.000 Menschen zu jedem Gottesdienst – „Ey Man“	215
16. Die gestohlene Kirche	216
17. Warum haben sich Mandela und Mbeki nie beim Apartheids-Regime bedankt?	217
18. Ein Stück Kirchenratsgeschichte	221
19. Sizanani – Wir helfen einander	222
20. Der reisende Entertainer im Namaqualand	223
21. Der Bauplan war ein Buch	226
22. Wenn Riesenschildkröten böse Geister vertreiben	228
23. Die Bagger kamen, die Häuser fielen – und nur ein paar Kirchen blieben	229
24. Von Schweinebraten, Erbsensuppe und Küsschen in der Kirche	231
II. Sport in Südafrika	231
1. Die Fußball-Weltmeisterschaft 2006 – „Rudi, wir hams“	236
2. WM 2010 – Afrika ruft	238
3. Nelson Mandela: „Gebt uns die Spiele – Wir sind bereit“	239
4. Gibt es eigentlich „weiße Schwarze?“	241
5. Warum Oliver Kahn den Ball im WM-Finale nicht festhalten konnte	244
6. Lekker	246

1. Intro

Christian Kunz wurde am 11. September 1973 in Köln geboren. Dort schloss er die Diplomstudiengänge Betriebswirtschaft (August 2001) und Sportwissenschaft (Januar 2002) ab. Seit 1992 ist er als freier Journalist für verschiedene Printmedien tätig. Mitarbeit und Hospitanz unter anderem bei der Kölnischen Rundschau, beim Westdeutschen Rundfunk, bei der Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln, beim Kölner Express und bei Hertha BSC. Von Oktober bis Dezember 2001 unternahm er eine Sprach- und Recherchereise nach Neuseeland. Seit dem 1. Oktober 2002 arbeitet er für die Deutsche Presse-Agentur (dpa) in München.

1.1 Einleitung

Zwölf Elefanten. Alle auf dem Weg fort vom Feuer. Alle haben den Rüssel nach oben gereckt, jeder hält eine halbe Länge Abstand zum Vordermann. Nur der achte nicht, weil er sich wegen eines fehlenden rechten Vorderbeines ein bisschen auf dem siebten Elefanten abstützt. Diese zwölf kleinen Holzelefanten auf dem Schreibtisch, deren Reihe rechts an der Kerze beginnt und links irgendwo hinter der Lautsprecherbox des Computers endet, erinnern mich an eine besondere Zeit in meinem Leben. An meinen sechswöchigen Aufenthalt in Südafrika, wo ich Eindrücke sammeln durfte, die ich zum Teil sicherlich erst in einigen Monaten verarbeiten werde.

1.2 Thema

Mit acht Kilogramm Handgepäck und einer 15 Kilogramm schweren Reisetasche ging es los, mit einem über 16 Kilogramm schweren Rucksack (als Handgepäck) und einer fast 24 Kilogramm schweren Reisetasche wieder zurück. Viele Zettel mit Notizen, einige Broschüren und ein paar Bücher traten den Rückweg meiner Recherchereise zu den Themen „Kirche in Südafrika“ und „Sport in Südafrika“ an.

„In dem Thema Kirche in Südafrika verlaufen Sie sich“, „Südafrika ist eine einzige große Kirche“ oder „In Sachen Religion gibt es in Südafrika nichts, was es nicht gibt“ wurde ich zum Beginn der Recherche gewarnt. Und alle Warnungen waren berechtigt. Ich habe mich in dem Thema verlaufen. Wofür ich aber dankbar bin, weil ich auf dem Weg unzählige interessante

Gesprächspartner kennen gelernt habe. Ich erkannte auch, dass Südafrika in vielen Teilen eine einzige große Kirche ist. Und ich habe erlebt, dass die Religion in Südafrika unfassbar vielfältig ist. Es gibt wirklich nichts, was es nicht gibt. Entsprechend unterschiedlich sind auch die Schätzungen, wie viele verschiedene Religionsgruppen es in Südafrika gibt. Je nachdem, wie man den statistischen Rahmen setzt, sind es mehrere hundert bis hin zu mehreren tausend verschiedenen Glaubensbekenntnissen.

Irgendwann habe ich aufgehört zu zählen, mit wie vielen Vertretern verschiedener Religionsgruppen ich gesprochen habe, wie viele Gottesdienste ich besucht habe, wie oft ich vorne am Altar stand und mich den Gemeinden vorstellen sollte, wie oft ich gesagt bekam, dass ich einer der wenigen Weißen sei, die je in diese Kirche gekommen wäre oder wie oft ich wieder eine neue Sichtweise über scheinbar Bekanntes erfahren durfte. Jedes Gespräch hat geholfen, das Mosaik, das bei weitem noch nicht vollständig ist, zu ergänzen.

Zurück zu Hause saß ich vor einem riesigen Berg von Aufzeichnungen, Büchern und Broschüren. Unmöglich, das ganze auf 25 bis 30 Seiten unterzubringen. Ich habe mich daher dazu entschieden, einige Episoden, die einen bunten Einblick geben aber kein umfassendes Bild zeigen, auszuwählen und aufzuschreiben.

Aufgrund meines Studiums war ich auch stark an einem weiteren Aspekt interessiert: Sport in Südafrika. Zum Teil war es schwierig, beiden Themen gerecht zu werden. Doch gerade dadurch habe ich ein viel breiteres Spektrum in Südafrika kennen gelernt. Und erfahren wie unbürokratisch vieles in Afrika gehandhabt wird. So habe ich im Hilton-Hotel in Sandton bei einem Kaffee mit Danny Jordaan zusammengesessen. Danny Jordaan ist der Leiter des Fußballweltmeisterschafts-Bewerungskomitees von Südafrika, also eine Art Franz Beckenbauer von Südafrika. Okay, ich habe ihm drei SMS geschickt und ihm drei Mal auf die Mobilbox gesprochen. Aber ich musste kein Akkreditierungsformular ausfüllen oder mich an irgendeine Pressestelle wenden.

Viel habe ich über Geschichte, Kultur und Menschen in Südafrika erfahren und persönlich erlebt, dass die Zeit der Apartheid dort noch nicht vorbei ist. Acht Jahre nach den ersten freien Wahlen gibt es immer noch Barrieren und Grenzen zwischen Menschen verschiedener Hautfarben. Zum Teil haben die lange unterdrückten Farbigen noch nicht vergeben, zum Teil haben weiße Einwohner immer noch negative Vorurteile gegen Farbige. Es wird noch einige Jahrzehnte dauern, bis die Menschen in Südafrika den Großteil dieser Grenzen tatsächlich abgebaut haben und sich gegenseitig als gleich akzeptieren. Auf dem Weg dahin sind schwerwiegende Probleme wie Arbeitslosigkeit, Kriminalität und Aids wenigstens in Ansätzen zu lösen.

Der Heinz-Kühn-Stiftung bin ich sehr dankbar, dass sie mir die vielen, zum Teil sehr bewegenden Erfahrungen ermöglicht hat. Ob es die Aufenthalte in „sozialen Brennpunkten“ wie Soweto und Hillbrow, die Besuche vollkommen ländlicher Orte wie Pella und Lamberts Bay oder Erlebnisse wie der Arztbesuch in Bergville nach einem Spinnenbiss sind, an die ich mich in ein paar Jahren am besten erinnern werde, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass die vielen Erfahrungen meinen persönlichen Horizont deutlich erweitert haben. Ich wünsche jedem jungen Menschen, dass er ähnliche Erfahrungen machen darf, wie ich in Südafrika.

Zum Einstieg folgen ein paar Zahlen und grundlegende Informationen. Wem das zu trocken ist, der sollte den Abschnitt überlesen und sich die Kapitel herausuchen, die ihn mehr ansprechen. Die einzelnen Kapitel bauen nicht aufeinander auf und können in loser Reihenfolge gelesen werden.

1.3 Ein paar Zahlen zum Einstieg

Südafrika ist mit 1,2 Millionen Quadratkilometern das 24. größte Land der Erde und mehr als drei Mal so groß wie Deutschland. Offiziell leben dort 44,6 Millionen Menschen, Schätzungen zur Folge sind es wegen vieler illegaler Einwanderer deutlich mehr. Mehr als drei Viertel aller Südafrikaner sind Schwarze, 10,2 Prozent sind weiße, 8,9 Prozent sind Coloureds (Mischlinge). Die Asiaten haben einen Anteil von 2,4 Prozent an der Bevölkerung. Obwohl zahlenmäßig in der Minderheit, machen die Weißen über 30 Prozent der gesamten Kaufkraft aus. Südafrika ist hinter Brasilien eines der Länder mit der größten Ungleichverteilung der Vermögen¹. Dies ist ein Grund für die extrem hohe Kriminalitätsrate. Die Angaben über die Arbeitslosenquote variieren deutlich. Zahlen von 25 Prozent für die Städte und 45 Prozent für die ländlichen Gebiete dürften in die richtige Richtung gehen.

Südafrikas Hauptstadt ist Pretoria, die Regierung sitzt in Kapstadt, die Gerichtsbarkeit hat ihren Sitz in Bloemfontein. Elf Amtssprachen gibt es in Südafrika, am meisten werden isiZulu (22,4 Prozent), isiXhosa (17,5 Prozent), Afrikaans (15,1 Prozent), Sepedi (9,8 Prozent) und Englisch (9,1 Prozent) als Muttersprachen angesehen. Die Währung Südafrikas ist Rand, 100 Rand entsprechen während meines Aufenthalts ungefähr zehn Euro.

¹ *Durch das relativ hohe Durchschnittseinkommen sieht es auf den ersten Blick nicht so aus, als ob die Armut in Südafrika zum Teil recht groß sei. Hilfen durch andere Länder haben in den vergangenen Jahren deutlich abgenommen. „Wir haben jetzt nur noch ein Drittel der Summe zur Verfügung, mit der wir 1998 planen konnten und Projekte aufbauten“, sagte Pedro Buikes, Vorsitzender des Kirchenrats im Nordkap.*

II: Kirche in Südafrika

1. Allgemeine Zahlen²

Südafrika gehört zu den wenigen christlich geprägten Ländern Südafrikas. Davon zählen sich 78,8 Prozent als Anhänger einer christlichen Kirche. Zu den unabhängigen christlichen Kirchen gehören 45,8 Prozent der Gesamtbevölkerung, Protestanten machen mit 30,6 Prozent die zweitgrößte Gruppe aus. Dahinter folgen Katholiken (8,2 Prozent) und Anglikaner (6,5 Prozent). Der Anteil der Anhänger der Moslems wird auf 1,4 Prozent geschätzt. Auf weniger als ein Prozent wird der Anteil der Juden in Südafrika beziffert. Etwas mehr als ein Prozent der südafrikanischen Bevölkerung tendieren zum Hinduismus. Die Anhänger der afrikanischen Naturreligionen machen weniger als ein halbes Prozent aus. 24 Glaubensgruppen sind im Südafrikanischen Kirchenrat (South African Council of Churches) mit Sitz in Johannesburg³ vereinigt. Dazu ist die Dutch Reformed Church beobachtendes Mitglied. Der Kirchenrat wurde unter den Generalsekretären Desmond Tutu (1978-85), Dr. Christiaan Beyers Naudé (1985-87) und Frank Chikane (1987-1994) zu einer der wichtigsten Revolutionsgruppen des Widerstands.

2. Reformierte Kirchen

Die Holländer brachten den Calvinismus nach Südafrika. Der erste Prediger kam 1665 dorthin. Eine intensive Missionstätigkeit gab es damals noch nicht. Die afrikaanssprachigen, calvinistischen Kirchen der holländischen und hugenottischen Siedler sind die ältesten christlichen Kirchen in Südafrika.

Ursprünglich gab es keine Rassentrennung in den reformierten Kirchen, eine Wende folgte 1857. Den einzelnen reformierten Gemeinden wurde freigestellt, Gottesdienste getrennt abzuhalten.

² Die zahlreichen Schätzungen und Zählungen variieren in den verschiedenen Nachschlagewerken und Angaben der verschiedenen staatlichen und kirchlichen Stellen. Ich habe als Basis die Zahlen aus dem *South African Christian Handbook* genommen. Die *World Christian Encyclopedia* bestätigte diese Zahlen größtenteils. Ergänzt wurden die Daten durch das Nachschlagewerk „*South Africa at a Glance*“.

³ Sein „*Public Policy Liaison Office*“ ist als Verbindung zwischen Kirche und Regierung in Kapstadt, wo auch die Regierung ihren Sitz hat. Douglas J. Tilton arbeitet dort und sieht seine Hauptaufgabe darin, „die Stimme der Kirchen im Parlament hörbar zu machen“. Er konnte mir auch sagen, warum die Zentrale in Johannesburg vor meiner Reise nicht auf meine E-Mails reagierte: Sie hatten den Anbieter ihres Servers gewechselt und vergessen, die E-Mail-Adresse zu ändern. Dass man über einen Monat keine Post bekam, wunderte scheinbar niemanden.

1824 hatte die NGK/DRC (Nederduitse Gereformeerde Kerk oder Dutch Reformed Church) mit der Missionstätigkeit unter Nichtweißen begonnen, 1881 entstand daraus die NG Sending Kerk (NGSK) für Coloureds, später die NG Kerk in Afrika für Schwarze und die Reformed Church in Africa für Inder. Seit 1994 sind die Kirchen für Coloureds und Schwarze in der Uniting Reformed Church (URC) zusammengefasst⁴. Deshalb „Uniting“ und nicht „United“, weil sie das Ganze als Prozess sehen, der noch nicht abgeschlossen ist und bald auch die DRC in einer großen, gemeinsamen reformierten Kirche vereinigen will. Als möglicher Zeitpunkt einer Vereinigung wird das Jahr 2007 genannt.

1853 trennte sich die Nederduitsch Hervormde Kerk wegen organisatorischer Fragen von der DRC. Von der NGK spaltete sich 1859 auch die Gereformeerde Kerk ab. Beide nahmen ebenfalls die Missionstätigkeit unter Nichtweißen auf. Allein die große Anzahl von reformierten Kirchen gibt einen Einblick über die Vielfältigkeit der Religionen in Südafrika.

Die URC findet man heute in ehemaligen Townships, die DRC in ehemals Weißen vorbehaltenen Gebieten. Die anderen reformierten Kirchen spielen eher untergeordnete Rollen. Das Haupthaus der DRC befindet sich Kapstadt, das aber aus finanziellen Gründen zum Verkauf steht⁵. „Die DRC befindet sich in einer Krise. Sie ist in einer Phase der Umstrukturierung und der Suche nach einer neuen Identität“, gibt auch Ben Du Toit zu. Er ist für die Öffentlichkeitsarbeit der DRC zuständig.

Die theologischen Grundsätze stärkten das System der Apartheid. Bereits in den 30er Jahren war es deshalb zu Spannungen und später zum Bruch zwischen den „weißen Kirchen“ (Nederduitse Gereformeerde Kerk, Nederduitse Hervormde Kerk und Gereformeerde Kerk) und ihren afrikanischen, farbigen und indischen ehemaligen „Tochterkirchen“ gekommen. Bibelstellen, die auf eine von Gott gewollte Vielfalt der Völker und Kulturen hinweisen, werden als Legitimation für ein getrenntes Leben genommen. Noch heute findet man, wenn auch nur vereinzelt, Pfarrer der DRC, die die Rassentrennung als richtig ansehen⁶.

Die religiöse Mentalität der Buren (das sind die Vorfahren der weißen, afrikaanssprachigen Südafrikanern) sich als auserwähltes Volk in einer feindlichen Umgebung zu sehen, entstand in der Zeit des Großen Treks und den Freiheitskriegen im 19. Jahrhundert. Bei der Durchsetzung der Apart-

⁴ Doch auch hier haben sich schon wieder kleinere Gruppierungen abgespalten.

⁵ In der Zentrale der DRC habe ich in das zweitälteste südafrikanische Dokument einsehen können. Das Taufbuch von 1665 ist in einem sehr guten Zustand.

⁶ Weil der Staat nach Verständnis der reformierten Kirchen als Instrument eines Plans Gottes gesehen wird, ist fraglich, ob dies eine Rechtfertigung der Politik ist oder ob die Politik die Konsequenz einer göttlichen Überzeugung ist. Die Posten einflussreicher Politiker und Kirchenmänner waren während der Zeit der Apartheid oft von den selben Personen besetzt.

heidstheorien spielte die DRC eine wesentliche Rolle. Nach dem Regierungsantritt der Nationalpartei im Jahr 1948 wurde mit Daniel François Malan ein Pfarrer der DRC südafrikanischer Premierminister. Eine Synode der DRC erklärte 1950, dass die Apartheidspolitik theologisch gerechtfertigt sei⁷. Erst Mitte der 80er begannen die meisten der „weißen Kirchen“ sich von der Ideologie der Apartheid zu trennen und sich der Gemeinschaft der Kirchen im Südafrikanischen Kirchenrat anzunähern. Insbesondere die NGSK mit Allan Boesak setzte die DRC unter Druck. 1986 sprach sich die DRC erstmals offiziell gegen Apartheid und Rassismus aus. Im Oktober 1994 folgte eine Entschuldigung für das Unrecht, das durch die Apartheid zugefügt wurde. In den Südafrikanischen Kirchenrat, den sie 1941 verlassen hatte, wurde sie 1995 wieder aufgenommen.

Nicht im Kirchenrat vertreten ist die Afrikaanse Protestantse Kerk (APK), die sich 1986/87 von der DRC abspaltete. Die APK hält die Trennung nach Hautfarben immer noch für richtig. „Wir sind nicht besser als Schwarze oder Braune, eben nur anders“, nennen sie den Grund für die Trennung. Eine offizielle Entschuldigung von Seiten der DRC für die Verbrechen in der Zeit der Apartheid folgte nach Angaben von Du Toit zwei Mal. „Leider haben nur wenige Kirchenführer diese Entschuldigungen öffentlich angenommen“, sagte er.

3. Lutherische Kirchen

Die Angaben, wann die Missionstätigkeit in Südafrika einsetzte, variieren. Der erste Missionar unter der einheimischen Khoisan-Bevölkerung am Kap soll 1732 Georg Schmidt von der Herrnhuter Brüdergemeinde gewesen sein. Aus diesen Anfängen entwickelte sich die Moravian Church in Southern Africa (Evangelische Brüderkirche) als älteste einheimische Kirche mit einer afrikaansgeprägten Region im Westen und einer xhosageprägten Region im Osten. Die größte schwarze lutherische Kirche, die Evangelische Lutherische Kirche von Südafrika (ELCSA), ging aus der Arbeit von deutschen und skandinavischen Missionaren hervor. Weiße, deutschsprachige Siedler gründeten eigene Kirchen (Evang. Luth. Kirche im Südlichen Afrika / Kap-Kirche und Natal-Transvaal-Kirche), die mit der ELCSA und anderen lutherischen Kirchen im südlichen Afrika in der „Lutheran Communion in Southern Africa“ (LUCSA) verbunden sind. Eine Vereinigung mit der schwarzen Schwesterkirche ist gegenwärtig noch nicht in Sicht, wengleich die Verantwortlichen davon ausgehen, dass es „irgendwann“ dazu kommen wird.

⁷ Allerdings war nicht nur der burische Nationalismus kirchlich geprägt. Viele schwarzafrikanische Nationalisten waren Absolventen kirchlicher Schulen, Missionslehrer oder Prediger.

4. Die „englischsprachigen Kirchen“

Als Siedler- und Missionskirchen sind die anglikanische „Kirche der Provinz des Südlichen Afrika“, die methodistische Kirche, die kongregationalistische Kirche und verschiedene presbyterianische Kirchen gewachsen.

Die anglikanische Kirche gewann mit der britischen Besetzung in der Kapregion an Bedeutung⁸. 1806 soll es den ersten anglikanischen Gottesdienst in Kapstadt gegeben haben. Der erste Bischof war Robert Gray, der in diesem Jahr seit 130 Jahren tot ist. Ein kurioser Fall trat in der anglikanischen Kirche um die Jahrhundertwende ein. Ein Gericht in England entschied, dass sich die Kirche nicht länger „Church of England in South Africa“ nennen durfte, weil ihr Oberhaupt nicht in England geweiht worden war. Seit dem präsentieren sich die Anglikaner in der „Church of the Province of Southern Africa“, die „Church of England in South Africa“ bestand dennoch weiter. Als nicht-rassistische Kirchen waren sie englischsprachig, liberal und apartheidskritisch geprägt, jedoch bis in die 80er Jahre von weißen Kirchenführern dominiert und in getrennten Wohngebieten auf Gemeindeebene dennoch weitgehend rassistisch getrennt. Sie sprachen sich jedoch schon frühzeitig für eine Eingliederung von Schwarzen und Coloureds in eine große Gemeinschaft aus. 1966 wurde mit Alpheus Zulu ein Schwarzer in der Anglikanischen Kirche zum Bischof gewählt.

Im Kampf gegen die Apartheid setzte sich bereits Erzbischof Robert Taylor, der von 1964 bis 1974 im Amt war, ein. „Er hat es möglich gemacht, dass politische Gefangene in Robben Island Besuch bekommen konnten, weil er Unterkünfte für sie bereit gestellt hat. Denn anders hätten sie sich als Nichtweiße nicht in Kapstadt aufhalten können“, erklärte der Dekan der Anglikaner in Kapstadt, Rowan Q. Smith. Unter Taylors Nachfolger Bill Burnett gab es eine charismatische Erneuerung der Anglikaner und fast eine Spaltung. „Deswegen wurde Philip Russel 1981 sein Nachfolger und nicht Desmond Tutu. Denn das hätte dann wahrscheinlich zur Spaltung geführt“, sagte Smith.

Eine wachsende Zahl schwarzer Persönlichkeiten in Schlüsselpositionen, unter ihnen der Friedensnobelpreisträger von 1984, Erzbischof Desmond Tutu⁹, haben die englischsprachigen Kirchen stärker am Kampf gegen das Apartheidssystem teilhaben lassen. Die Wahl von Tutu zum anglikanischen

⁸ Auch die Presbyterianer, Kongregationalisten und Methodisten erfuhren als englischsprachige Kirchen durch die Besiedlung der Engländer einen Aufschwung. Besonderen Erfolg bei der Missionierung von Schwarzen hatten die Methodisten, die auch heute noch den aus den aus Europa stammenden christlichen Kirchen den größten Schwarzen Mitgliederbestand vorweisen können.

⁹ Desmond Tutu habe ich leider nicht getroffen. Ich lernte seinen Nachbarn kennen, doch der sagte mir, dass es fast nicht möglich sei, mit dem ehemaligen Erzbischof zu sprechen. Er selbst habe ihn nur selten zu Gesicht bekommen.

Erzbischof von Kapstadt, das Oberhaupt der Anglikaner in Südafrika, hatte eine Signalwirkung im Kampf gegen das Regime. Unter den Anglikanern war die Wahl umstritten und führte zu vielen Kirchenaustritten. Ein Großteil wechselte zur „Church of England in South Africa“. Mehrheitlich erfolgte der Wechsel nicht, weil Tutu ein Schwarzer war, sondern weil den Wechselwilligen die anglikanische Kirche zu politisch worden war.

Tutu weihte auch die St-Georgs-Kathedrale neu ein. In der unmittelbar in Parlamentsnähe liegenden Kirche trafen sich oft Menschen zu Protesten gegen das Regime. Die Regierung achtete meistens den Kirchenraum. Weil ein Polizist jedoch während eines Protestes in die Kirche eindrang und dort einen Studenten schlug, erklärte man die Kirche für entweiht. Die Anglikanische Kirche unterhält ein eigenes Büro, das zahlreiche Hilfsprojekte in Kapstadt koordiniert.

In vielen Gebieten Südafrikas haben die englischsprachigen Kirchen Probleme, Anhänger zu finden. Zum Beispiel in Upington. Dort gab es einmal drei recht große anglikanische Gemeinden. Jetzt ist die Methodistenkirche die einzig englischsprachige Kirche in Upington¹⁰.

5. Römisch-Katholische Kirche

Die Missionstätigkeit der römisch-katholischen Kirche, vorwiegend durch Ordensgemeinschaften, begann erst relativ spät im 19. Jahrhundert, doch wuchs sie rasch zur größten unter den „Missionskirchen“ mit einer Vielzahl von Schulen und sozialen Einrichtungen. Sie hatte mit Anlaufschwierigkeiten in Südafrika zu kämpfen, zeitweise war sie sogar verboten. Die erste legale Einreise war Priestern 1804 erlaubt. Über 80 Prozent der Katholiken sind heute nicht weiß. Gerüchten zu Folge nimmt es die Katholische Kirche mit dem Zölibat in Südafrika bei schwarzen Priestern nicht so genau, denn für einen schwarzen Mann ist es undenkbar, ohne Frau zu leben.¹¹

¹⁰ Upington, im Norden von Südafrika gelegen, ist in der Autoindustrie bekannt. Weil von Upington nach Springbok eine 300 Kilometer lange, kerzengerade Straße führt, kommen Autofirmen zwischen November und Februar für einige Monate nach Südafrika. Dann testen sie dort ihre Autos. Zum Abschluss der Tests werden Wagen in der nahe gelegenen Wüste Kalahari für ein Jahr geparkt, um die Auswirkungen des Wetters am Wagen festzustellen. Außer der langen Straße gibt es in Springbok den längsten von Menschenhand gepflanzten Palmenweg, die längste Eisenbahnbrücke und die längste Start- und Landebahn auf der südlichen Erdkugel. Auf dem kleinen Provinzflughafen soll sogar der Space Shuttle landen können. Warum alles in Upington so lang ist? „Weil wir hier einfach jede Menge Platz haben“, sagte Pfarrer Emanuel Gabriel (der Mann heißt wirklich so!).

¹¹ Natürlich bestätigt dies keiner, aber es wird auch nicht so heftig dementiert, wie man es erwarten würde. Dieser Eindruck entstand nach zahlreichen Gesprächen, auch mit einem Vertreter der Bischofskonferenz in Pretoria. Eine Anekdote dazu: Als ich mit zwei schwarzen katholischen Priestern Essen war, haben die beiden mit der Kellnerin geflirtet. Auf mein „Ey Jungs, Ihr lebt im Zölibat“ haben die beiden nur mit Lachen geantwortet.

Einer der bekanntesten Missionsorden sind die Mariannahiller Missionare, die ihren Stammsitz in Würzburg haben. In der Nähe von Durban befindet sich die größte Missionsstation der Welt. Die ersten Missionare kamen besonders gut bei den Afrikanern wegen ihrer roten Gewänder an. Weil diese aber gegen geltendes Kirchenrecht verstoßen, sind sie heute nur noch im Museum zu sehen. Bevor die Mariannahiller Missionare ein eigener Orden wurden, gehorchten sie den strengen trappistischen Regeln, zu denen auch ein Schweigegelübde gehört. Das Schweigegelübde eignete sich jedoch nicht für die Arbeit in Afrika. Nach einem Streit mit Rom wurde der Orden eigenständig. Der Österreicherische Pfarrer Franz Pfanne gilt als Gründer von Mariannahill. Er erreichte Durban per Schiff und machte sich von dort mit seinen Brüdern und ein paar Ochsenwagen auf in die Mitte des Landes. Auf einem Hügel nahe Durban blieb er im Schlamm stecken. Pfanne sah das als Zeichen und gründete die Missionsstation „Mariannahill“. Seine Mutter hatte Maria geheißt, der Name seiner Großmutter war Anna. In Mariannahill gibt es Schule, Krankenhaus, Kinderheim und viele Hilfseinrichtungen mehr. Die dort ausgebildeten Ordensschwwestern und -brüder sind vor allem in den Ländern des südlichen Afrikas aktiv.

Im Widerstand gegen die Apartheid arbeitete die Südafrikanische katholische Bischofskonferenz eng mit der ökumenischen Gemeinschaft der Kirchen zusammen und ist seit 1995 nicht mehr nur beobachtendes, sondern Vollmitglied im SACC. Die katholische Kirche war die erste Kirche, die Schulen und Kindergärten für Menschen aller Hautfarben öffnete¹². Erzbischof Denis Hurley war einer der Führer im Kampf gegen das Apartheids-Regime.

6. Afrikanisch-unabhängige Kirchen

Bereits seit dem 19. Jahrhundert bildete sich eine fast unübersehbare Zahl von Afrikanisch-Unabhängigen Kirchen, die das Wirken des Heiligen Geistes, Heilungen und die Verbindung von christlichem Glauben mit traditioneller Kultur betonen. Sie gehören zu den am schnellsten wachsenden Kirchen, etwa 30% der schwarzen Bevölkerung werden zu ihnen gezählt.

¹² Eine Farce des Regimes sei gewesen, dass die Kinder farbiger Diplomaten Schulen Weißer aufsuchen durften, erklärte Peter-John Pearson, der Verbindungsmann zwischen Katholischer Kirche und Regierung. Zum Abschluss des besonders guten Gesprächs sagte er: „Tut mir leid, dass ich jetzt gehen muss, aber Helen Clark wartet schon auf mich.“ Clark ist die Premierministerin Neuseelands.

Pearson brachte einen interessanten weiteren Grund, der neben der jüngsten Vergangenheit und der ökonomischen Ungerechtigkeit für die hohe Kriminalitätsrate im Land verantwortlich sein könnte. „Die Menschen in Südafrika haben seit 300 Jahren Gewalt erlebt. Sie kennen es nicht anders, ihre Vergangenheit beeinflusst das Handeln noch heute. Es wird noch Jahrzehnte dauern, bis sie im Sinne Mandelas gewaltfrei handeln“, sagte Pearson, der davon überzeugt ist, dass die Kirchen den Boden bereiteten, auf dem Mandela vom gewaltfreien Widerstand reden konnte.

Traditionell teilen sie sich in zwei Strömungen, in die „äthiopischen Kirchen“ einerseits und die „zionistischen“ oder „apostolischen Kirchen“ andererseits. Äthiopisch bezieht sich auf das christliche Kaiserreich Äthiopien, das 15 Jahrhunderte seine Unabhängigkeit gewahrt hatte. Die zionistischen Kirchen versuchen, traditionelle Elemente wie die Ahnenverehrung oder das Amulettwesen in das Christentum zu integrieren. Diese Kirchen sind fast ausschließlich in den Townships zu finden, als Weißer ist man dort sehr einsam. Oft tragen die Gläubigen dabei auch traditionelle Kleidung. Die größte afrikanisch-unabhängige Kirche ist die „Zion Christian Church“ mit schätzungsweise fünf Millionen Mitgliedern¹³. Jedes Jahr zu Ostern machen sich unzählige Mitglieder dieser Glaubensgruppe auf den Weg nach Zion City Moria. Afrikanisch-Unabhängige Kirchen haben sich in einer Vielzahl von Vereinigungen zusammengeschlossen, unter ihnen ist der „Rat der Afrikanisch-Unabhängigen Kirchen“, Mitglied im SACC. Während der Apartheitszeit waren sie recht unpolitisch. Sie sahen ihren Schwerpunkt mehr im Seelenheil der Menschen und in der Spiritualität als an der Front gegen das System zu anzutreten. Allerdings schufen die unabhängigen afrikanischen Kirchen den benachteiligten Schwarzen eine neue Glaubens-Heimat.

7. Charismatische Kirchen und Pfingstkirchen

Zu den am schnellsten wachsenden Kirchen gehören ebenso charismatische und pfingstkirchliche Gemeinschaften. Ein fast unübersichtliches Spektrum reicht von klassischen Pfingstkirchen wie der „Apostolic Faith Mission“ über neue charismatische Kirchen wie der „Rhema Kirche“ oder der „New Life Church“. Es gibt zahlreiche Neugründungen, in der Regel zu Lasten der traditionellen, etablierten Kirchen.

8. Weitere Kirchen

Mit europäischen Einwanderern sind auch orthodoxe Kirchen ins Land gekommen, mit der griechisch-orthodoxen Kirche als der größten unter ihnen (etwa 60.000 Mitglieder). Sie spielen eine untergeordnete Rolle im

¹³ 1910 kaufte der frühere Presbyterianer Engenas Legkanyane 30 Kilometer östlich von Pietersburg (jetzt Polekwane - benannt nach einem professionellen Rugbyspieler) eine Farm und gründete dort „Zion City Moria“. Zu jedem Osterfest kommen Millionen von Gläubigen nach Moria, die vielen Busse auf dem Weg dorthin sorgen jährlich für ein Verkehrschaos, wie Augenzeugen berichten.

kirchlichen Leben Südafrikas. Klein sind auch die Zahlen von Moslems, Juden oder Hinduisten. Ihr Einfluss ist jedoch aufgrund ökonomischer oder gesellschaftlicher Positionen nicht zu unterschätzen. Etwa ein Viertel der Minister des Staates Südafrika sind Moslems. Der Gemeinschaft der Juden¹⁴ gehören einige der reichsten Geschäftsleute Südafrikas wie der Supermarkt-Kettenbesitzer Raymond Ackermann, der 1966 die erste „Pick’n Pay“-Filiale der großen Kette eröffnete, an. Heute hat er über 30.000 Angestellte. In Bronkhorstpruit befindet sich der größte hinduistische Tempel außerhalb von China. Betritt man dieses Gebäude, dann fühlt man sich, als würde man mit einem Schritt von Afrika nach Asien gehen. In Südafrika habe ich die Hochzeit von chinesischen Einwanderern erleben können. Zur Zeit wird in unmittelbarer Nähe ein noch größerer Tempel gebaut.

Mittlerweile gibt es außerdem viele New-Age-Bewegungen und sektenartige Gruppen in Südafrika. Auch diese Gruppen können Mitglieder der traditionellen Kirchen für sich gewinnen.

9. Mach Deine Kirche per SMS reich

„Bitte sag Ja zu einer SMS – 20 Sekunden pro Tag sind ein kleiner Preis, den Du für Deine Kirche bezahlst“, wirbt Erzbischof Henry auf dem DIN A4-Werbefaltblatt. Alle Priester, Diakone und Gemeindemitglieder sollten sich bereit erklären, jeden Tag bis zu zwei Werbe-SMS zu erhalten und so die Erzdiözese unterstützen. Jeder, der über die Katholische Kirche an diesem Service teilnimmt, bringt der Kirche Geld, denn ein Viertel aus dem Verkauf der Werbe-SMS geht an die Kirche zurück. Einmal im Jahr, verspricht der Erzbischof, werden die Einnahmen aus diesem Projekt halbiert. Die eine Hälfte bleibt bei der Erzdiözese, die andere geht an die Gemeinde.

10. Zwei Morde pro Tag sind normal

Mit weißer Kreide sind die Konturen eines Menschen auf den Bürgersteig gezeichnet. „Dort“, deutet Pfarrer Tillmann Böhme auf die Kreidezeichnung, „ist gestern einer erschossen worden.“ Erschüttert ist der Geistliche über den Mord nicht. Er ist es gewohnt. Schließlich werden in Hillbrow jeden Tag zwei bis drei Menschen getötet. „Hier, im Herzen von Johannesburg,

¹⁴ Ich musste weit reisen, um erstmals an einem jüdischen Gottesdienst in einer Synagoge teilzunehmen. Ein sehr interessantes Erlebnis.

zählt ein Menschenleben nicht viel. Schon gar nicht, wenn es um 20 Rand geht“, erklärt Böhme. 20 Rand sind ungefähr zwei Euro und das, was ein Mensch in Südafrika am Tag zum Überleben braucht. Zweimal ist Böhme selbst schon überfallen worden, zweimal wurde er „nur“ bedroht und ausgeraubt. Seitdem legt er jeden Meter mit dem Auto zurück, was hier schon gefährlich genug ist. „Wer hier mit dem Auto durch die Innenstadt fährt, der braucht keinen Abenteuerisport mehr.“ Nirgendwo auf der Welt gibt es so viel Car-Hijacker wie in Johannesburg.

Auf nur 2,5 Quadratkilometern leben in Hillbrow weit über 100.000 Menschen. Damit hat der Stadtteil eine der höchsten Bevölkerungsdichten der Welt. Die vielen Hochhäuser sind überbelegt – Obdachlosigkeit, Drogenhandel und Prostitution bestimmen das Straßenbild. Zum Teil stehen in einer 60 Quadratmeter großen Wohnung 15 Betten. „Um die Mieten bezahlen zu können, wohnen dort bis zu 30 Leute. Die einen schlafen nachts, die anderen am Tag“, weiß Böhme. Hillbrow ist in Südafrika für seine sozialen Verhältnisse berüchtigt und wird von Außenstehenden gemieden. Und mitten in diesem Stadtteil steht die lutherische Friedenskirche.

Im Zentrum von Johannesburg ist Hillbrow seit dem 19. Jahrhundert der Stadtteil für Einwanderer. Früher fassten hier Europäer Fuß, viele kamen aus Deutschland nach Südafrika. Und eben solche Einwanderer erbauten 1912 die Friedenskirche, die bis vor einigen Jahren noch das Gotteshaus einer aktiven deutschsprachigen Kirchengemeinde war. Heute kommen die Einwanderer nicht mehr aus Europa. Sie sind aus Malawi, Uganda oder Nigeria, viele reisten illegal ein. Die Hoffnung, dass sich ihre schlechte wirtschaftliche Lage in Südafrika bessert, wurde oft enttäuscht. Als letzten Ausweg fliehen viele von ihnen in die Kriminalität. Zum Teil scheint auch die Polizei vor der Kriminalität kapituliert zu haben. „Wenn die Polizisten einen Täter verfolgen, dann nur so lange, bis er das Haus erreicht. Dann stoppen sie, weil sie sonst selbst in Todesgefahr sind“, sagt Böhme. Grundsätzlich sind die Polizisten in der Innenstadt nur mit kugelsicheren Westen unterwegs.

Die deutschsprachige Gemeinde in Hillbrow gibt es in ihrer früheren Form schon lange nicht mehr. Zu den zwei Sonntagsmessen kommen noch etwa zehn bis 15 ehemalige Gemeindeglieder. „Das sind die ganz treuen. Die meisten gehen in anderen Gemeinden zur Kirche“, erzählt Böhme. Im Gemeindeleben und in den Gottesdiensten wird mittlerweile Englisch gesprochen. Trotzdem räumte die Kirchengemeinde nicht das Feld. „Wir haben uns bewusst in den Dienst des Menschen gestellt, um so ein Zeichen zu setzen“, erklärte Hans-Georg Dalka, der Koordinator des sogenannten „Outreach-Projekts“ in Hillbrow.

Die Friedenskirche ist nicht nur Anlaufpunkt bei vielen Problemen, sondern hat vor allem Schwerpunkte in der Kinder- und Jugendarbeit gesetzt.

So werden 60 Kinder in der Musikschule unterrichtet, die Theaterprojekte sind international bekannt. Etwa 30 Kinder nehmen an diesem Angebot teil. „Für viele Kinder ist die Kids-Week ein Highlight“, sagt Böhme. Dreimal im Jahr kommen etwa 200 Straßenkinder, „die nichts haben“, auf dem Gelände der Friedenskirche zusammen, spielen, lachen und reden miteinander.

Auch bei den schwerwiegenden Problemen in Hillbrow versucht die Friedenskirche zu helfen. Untersuchungen zu Folge sind 60 Prozent der 16- bis 25-Jährigen mit dem HIV-Virus infiziert. Die Arbeitslosigkeit liegt bei etwa 60 Prozent. Für die Menschen und ihre Probleme ist hier eine Anlaufstelle. „Mit unserem Outreach-Projekt verfolgen wir zwei Ziele. Zum einen wollen wir mit eigenen Programmen helfen, zum anderen wollen wir unsere Gebäude gegen eine gewisse Gebühr für andere Projekte zur Verfügung stellen. Wir wollen erreichen unsere Arbeit selbst zu finanzieren“, erklärte Dalka. „Daher leiten wir auch alle Gruppen dazu an, selbstständig zu arbeiten.“ Nach Wünschen von Dalka und seinen Mitstreitern, soll die finanzielle Selbständigkeit in drei Jahren gewährleistet sein. Dann endet die Unterstützung durch den Lutherischen Weltbund.

11. 400 kostenlose Mittagessen – Zum Nachtisch gibt's Bibelarbeit

Mit „Christen in Aktion“ ist das Hilfsprogramm einer ökumenischen Hilfsaktion überschrieben. 80 Festangestellte und 20 Teilzeitkräfte arbeiten in verschiedenen Projekten zusammen. Besonders viel Unterstützung erhält die Initiative nach Angaben von Mitarbeiter Francois Benaar von der Dutch Reformed Church. In der Innenstadt von Johannesburg gibt es Trainingsprojekte, um vor allem junge Menschen auf das Berufsleben vorzubereiten. Obdachlose werden mit Kleidung, Essen und Teilzeitunterkünften versorgt. Es gibt Gemeinschaftsangebote für Einsame, Kranke, Kinder und alte Menschen. Die Initiative wurde in den 80er Jahren gegründet. Pro Monat gibt die Gruppe 12.000 Essen aus und stellt über 1.000 Menschen nächtliche Unterkünfte. Daneben wird versucht, den Menschen die Inhalte der Bibel näher zu bringen. Die Bibelarbeit ist nach Angaben von Benaar ein wichtiger Bestandteil der Arbeit.

12. Ausbildung der Gefangenen zwischen Stacheldraht und Wachhunden

Auf der Stadtkarte ist es nicht eingezeichnet, doch jeder in Johannesburg weiß wo es ist: Das Leeukop-Gefängnis befindet sich im Norden der Stadt auf einer etwa vier Quadratkilometer großen Fläche gelegen. Eingegrenzt von den Stadtteilen Lonehill im Westen, Kyalami im Norden, Barbeque im Osten und Sunninghill im Süden, liegt das Gefängnis auf dem Gebiet einer ehemaligen Farm. 5.000 Gefangene leben und arbeiten hier, etwa 90 Prozent von ihnen sind nach Angaben der Gefängnisdirektion Schwarz. Ich selbst habe während meines Tages im Gefängnis nur drei Weiße, aber mehrere hundert Schwarze gesehen.

„Das ist eins von etwa 300 Gefängnissen in Südafrika“, weiß Pfarrer Jordan Ngondo. Er ist der einzig festangestellte Gefängnisseelsorger in Leeukop und ein Berg von einem Mann. Über 1,90 Meter groß und bestimmt über 150 Kilo schwer macht er sich in seiner braunen Uniform auf den Weg durch die Gefängnisse. Jordan gehört der Katholischen Kirche an. Für die vielen andersgläubigen Gefangenen ist er auch Ansprechpartner und vermittelt Kontakte zu anderen Seelsorgern, die regelmäßig das Gefängnis aufsuchen. „Für viele ist der Kontakt zu ihren Kirchen etwas, was sie aufrecht erhält. Auch wenn sie vorher keine enge Beziehung zur Kirche hatten: Wenn sie am Boden sind, dann greifen sie fast jeden Strohalm. Ich hoffe, dass einige diesen auch nach ihrer möglichen Entlassung nicht mehr loslassen“, sagte der Seelsorger.

Jordan saß während der Apartheids-Zeit selbst im Gefängnis. Warum, das weiß er nicht. „Sie haben fast jeden verdächtigt.“ Seit 1995 ist der 46-Jährige in Leeukop. Jetzt kann er jeden Abend nach Hause gehen. An den Wochenenden feiert Ngondo Gottesdienste in verschiedenen Gemeinden. Weil er viel in der Haftanstalt herum kommt, kennen ihn fast alle Mitarbeiter und viele der verurteilten Verbrecher. „Die meisten Gespräche mit Kriminellen führe ich aber bei meinen Besuchen auf der Krankenstation. Dann haben sie oft ein offenes Ohr für Kirche.“

Hinter einem einfachen Eisentor mit ein bisschen Stacheldrahtzaun befinden sich Polsterei und Werkstatt der Gefangenen. „Hier lernen sie das Rüstzeug, das man benötigt, um Kfz-Mechaniker, Polsterer oder Maler zu sein“, erklärt er und redet kurz danach mit dem einen Häftling in Zulu mit dem anderen in Sotho. Sieben der elf Amtssprachen beherrscht der Priester, er selbst ist „ein Mischling aus Zulu und Sotho“.

Nicht jeder Häftling dürfe in diesen gering abgesicherten Bereich und dort arbeiten. „Es sind die harmloseren Fälle: Räuber und Vergewaltiger. Aber auch nur die, die auf dem Weg sind, sich zu bessern“, sagt er. Nur auf Empfehlung käme man hierhin. Allen, die hier arbeiten traut er eine Wie-

dereingliederung nach ihrer Entlassung zu. „Zur Zeit treten einige Firmen an das Gefängnis heran, um hier neue Arbeitskräfte zu finden,“ führt der Pfarrer aus. In der Werkstatt fertigen die Häftlinge Betten, Stühle und Tische für die Zellen. „Fast alles was wir im Gefängnis brauchen, wird auch hier gemacht.“ So kommt auch der Großteil der Lebensmittel von der eigenen Farm. Kühe, Schweine und Hühner gibt es dort, viel Gemüse wird auf den Feldern von den Häftlingen in ihren grünen Sträflingsuniformen angebaut, gepflegt und geerntet. „Nur sehr wenig wird von außerhalb eingekauft“, sagt der Priester.

Auch in der Jugendstrafanstalt, Block B, ist er oft unterwegs. Zwei große Eisentore mit Elektro- und Natozaun müssen durchquert werden, ein beklemmendes Gefühl. „Die Jugendlichen sind alle unter 21 Jahren, die Jüngsten schätzungsweise 13 oder 14“, erklärt Jordan. Sie könnten wählen, ob sie den Schulunterricht besuchen wollen oder nicht. Ängstlich bis schüchtern blicken einen die jungen Gefangenen mit ihren roten Uniformen an, keinem der Häftlinge würde man zutrauen, dass er einen Menschen getötet hat. Doch einige sind schon in jungen Jahren zum Mörder geworden. Der Pfarrer spricht mit einigen der Jugendlichen, die während des Gesprächs sofort ehrfürchtig ihre Wollmützen abnehmen. Um 8 Uhr an diesem Wintermorgen ist es abseits der Sonne noch ziemlich kalt.

Im Hof sitzen einige der jungen Leute auf dem staubigen Boden und blättern in Zeitungen, andere kehren den Weg. In den Gängen putzen die Sträflinge den Boden, unterhalten sich miteinander oder starren einfach nur Decke oder Wand an. Einige der Wärter steuern zielstrebig und beschäftigt umher, andere schlendern herum und halten Gummiknüppel in den Händen.

Insgesamt gibt es in Leeukop vier Blöcke: A, B, C und Maximum. Während in B die Jugendlichen inhaftiert sind, kommen die Männer in einen der anderen Bereiche. „Die Badboys in den Bereich Maximum“, sagt Jordan. „Kein sehr schöner Ort.“ Besondere Sicherheitsvorkehrungen sorgen auch dafür, dass dieser nicht von Gästen betreten werden darf. Nur am Wochenende dürfen die Häftlinge Besuch empfangen. Für die Jungs aus Block Maximum ist es ein Treffen bei dem immer eine dicke Glasscheibe zwischen ihnen und ihren Besuchern ist.

Während die anderen Blöcke ordentlich, aber nicht übermäßig bewacht scheinen, gehen hier bereits vor den Zäunen einige Wächter mit Rottweilern umher. Dazu findet man häufiger Wärter auf ihren Pferden. „Die sind hier überall unterwegs. Falls mal einer türmt.“ Auf dem großen Gelände hätten als erste die Feldarbeiter eine Chance zu türmen. Doch nur auserwählte Häftlinge haben überhaupt die Chance, auf den Feldern zu arbeiten. „Es kommt nicht oft vor, aber es passiert.“ Raus schafft es fast niemand.

Zur Aufgabe des Seelsorgers gehört es auch Gottesdienste zu organisieren. „Es gibt nicht für jede Religionsgruppe regelmäßige Messen“, erklärt er.

Oft muss er in seinem Büro die Arbeit der Seelsorger anderer Glaubensgemeinschaften organisieren, die das Gefängnis besuchen wollen. Auf dem Weg zum Büro des Pfarrers fällt auf, dass überall Schilder „...auf eigene Gefahr“ angeschlagen sind. Das Personal kann keine Sicherheit garantieren, man ist eben in einem Gefängnis. „Normalerweise passiert nichts, aber eine Garantie übernehmen wir eben auch nicht“, betont Jordan. Trotzdem bietet das Gefängnis auch Gästehäuser für Touristen an. „Die sind noch einmal extra eingezäunt und viel preiswerter als die anderen. Sehr zu empfehlen“, wirbt Jordan für „Urlaub unter Ganoven“.

Sein „Office“ sieht aus wie ein deutsches Büro in den 80ern, wie die meisten Büros in Südafrika. Ein alter, heller Holzschreibtisch, ein altes ComputermodeLL mit 12- oder 13-Zoll Bildschirm und ein Nadeldrucker, der so groß ist wie drei der gängigen Standardmodelle heutiger Tintenstrahldrucker. In einer der Ecken steht ein Schreibtischstuhl mit zerrissenem Sitzbezug, der in Deutschland längst auf dem Sperrmüll gelandet wäre. „Der könnte mal in die Polsterei“, findet er. Neben dem Fenster ist ein Kreuz mit Dornenkrone angelehnt. Im Eichenschrank gegenüber des Schreibtisches stehen Bibeln in sieben verschiedenen südafrikanischen Sprachen. „Wir bekommen für unsere Arbeit hier nur Geld von der niederländisch-reformierten Kirche. Aber das bekommen wir verpflichtend für die Anschaffung von Bibeln“, so der Priester. Doch genug Bibeln habe man nicht.

Während er schon einmal Deutschland besuchte, ist das für viele seiner Kollegen ein Traum und wird es wohl auch immer bleiben. „Dann könnte ich als ein zufriedener Mann sterben“, scherzt der Leiter der Gefängnisbücherei. Truckfahrer Warren ist mehr darin interessiert, Genaueres über das Speed-Limit in Deutschland zu erfahren. Enttäuscht nimmt er zur Kenntnis, dass LKW eben nicht so schnell fahren dürfen, wie die Fahrer wollen und die Wagen können.

13. Beispielhafte Ökumene

Im Januar 1993 schlossen sich verschiedene christliche Kirchen in Pretoria in zu der Organisation „Pretoria Community Ministries“ (PCM) zusammen. Seitdem hilft die nicht staatliche Gruppe mit den sechs Vollzeitkräften und vielen Freiwilligen in verschiedenen Projekten. Das „Salvokop Community Centre“ stellt einen Kindergarten, ein Informationszentrum und Studentenzimmer in einem armen Stadtteil in Pretoria. Mit dem „Tshepo Community Economic Development“ sollen Eigeninitiativen beim Aufbau kleiner Geschäfte unterstützt werden. 20 missbrauchte Frauen und deren Kinder

werden in „Potter’s House“ betreut und auf ihren weiteren Lebensweg vorbereitet. Verschiedene Arbeitsbereiche hat das „Lerato House“. Zum einen gehen die Mitarbeiter Tag und Nacht an die Orte, an denen Prostituierte für ein paar Rand ihre Körper verkaufen. Sie kümmern sich um die Prostituierten, stellen eine medizinische Versorgung zur Verfügung, verteilen Kondome und sehen sich manchmal bewaffneten Zuhältern gegenüber, die das Engagement der PCM verhindern wollen. Die Initiative beherbergt in einem weiteren Haus auch missbrauchte Mädchen.

Durch das „Yeast City Housing“ will die PCM „Hilfe zur Selbsthilfe“ geben: Kleinere Gemeinschaften sollen Eigenverantwortung für ihre Häuserblöcke übernehmen und füreinander sorgen. Im Projekt „Street Ministry“ unterhält PCM zwei Obdachlosenzentren, hilft bei Jobsuche und bereitet Menschen auf das Arbeitsleben vor.

14. Eine Wunderheilung in der Kirche?

Im Norden von Johannesburg liegt eine der vielen charismatischen Kirchen, die sich an hohen Wachstumsraten erfreuen. Beeinflusst aus den USA, Australien und Afrika finden sich hier viele Gläubige zusammen, die in ihren ehemaligen Kirchen keine Basis mehr sahen. Überwiegend Mitglieder christlicher Kirchen, aber auch ehemalige Moslems und Buddhisten kommen in den charismatischen Kirchen zusammen. Im Gegensatz zu vielen traditionellen Kirchen haben diese Kirchen viel Zulauf von Jugendlichen und jungen Erwachsenen.

„Jesus loves You“, „Jesus is alive“ und „Johannesburg for Jesus“. Die übergroßen Transparente in und an der Kirche sind nicht zu übersehen. Ebenso wenig das imposante Gebäude. Das Gemeindezentrum mit „Junior Church“ ist eine Pyramide mit einer Grundfläche von etwa 100 mal 100 Metern. Die benachbarte Main-Church hat eine etwa doppelt so große Grundfläche und die Größe einer Fabrikhalle. In der großen Halle feiern die Erwachsenen, in der Pyramide gibt es einen eigenen Gottesdienst für die Kinder.

Innen sieht es weder nach Fabrik und erst recht nicht nach dem aus, was man sonst in einer Kirche erwartet. Heizstrahler sorgen für eine angenehme Temperatur, die Wände sind in einem warmen Gelbton gehalten. Bequeme Stühle und ein heller Teppichboden sorgen zudem für eine wohnliche Atmosphäre. Im Eingangsbereich warten über zehn Gemeindemitglieder, einige mit fast lächerlich wirkenden violetten Schleiern, auf Neuankömmlinge. Fremde werden gleich gebeten, Name und Telefonnummer zu hinterlassen.

Lollies und Brausestangen werden verteilt. In der Ecke steht ein Wasserspender, falls der Durst während der Messe zu groß wird.

Den Neuankömmlingen wird auch gleich eine Begleitung zur Seite gestellt. Gerne dürfen sie in der ersten Reihe Platz nehmen, direkt neben dem Pfarrer. Wenn die Fremden allerdings „zu schüchtern sind“, wie ich vorgebe, werden sie auch nicht gedrängt. Die bekannten Gemeindemitglieder machen in den Namenslisten einen Haken hinter ihrer Zeile und geben an, wann sie immer die Messe besuchen. Für Außenstehende wirkt es, als ob der Beginn und das Ende der Messe nicht klar festgelegt sind. Um 18 Uhr soll es losgehen, bereits um 17.30 Uhr singt der Chor die Lieder. Schlagzeug, Keyboard, Geige und Gitarre begleiten die etwa zehnköpfige Sängerguppe.

Vor der Bühne hüpfen ein paar Erwachsene umher, schwingen Fahnen und vermitteln einen fröhlichen Eindruck. Die Gläubigen stehen oder sitzen, viele heben die Hände Richtung Himmel. „Damit sie besser mit Jesus sprechen können“, erzählt mir Helen. Sie folgte früher dem moslemischen Glauben, jetzt fühlt sie sich als „wiedergeborene Christin“. Sie ist zum fünften Mal hier.

Bei den Liedern mitzusingen ist kein Problem. Ein großer Teleprompter hängt über der Bühne und zeigt den Text, die Melodie der Lieder ist so konstruiert, dass es ohnehin kein Problem ist, sie vorauszusagen. Weiße, Farbige und Mischlinge finden sich gemeinsam in der Kirche ein. Plötzlich verstummt der Chor und ein weißer, gut aussehender Mann Mitte 30 tritt auf die Bühne. In seinem schwarzen Anzug sieht er aus wie ein Banker und macht einen seriösen Eindruck. „Jesus lebt und ist in Dir“, sagt er. Sätze wie diesen betont er wieder und wieder. Nach ihm darf eine ältere Dame Singen. Nachdem sie den Kampf mit dem Frosch in ihrem Hals gewonnen hat, bittet sie um einen neuen Beginn und stimmt einen religiösen Song an. Chor und ein weiterer Prediger wechseln sich danach ab, viel Neues gibt es nicht. Die Atmosphäre bleibt sehr angenehm. Böswillig wäre es zu sagen, dass die Aufmachung an eine Verkaufsveranstaltung erinnere.

Die schon angeführten Schlüsselsätze werden betont. Manchmal werden Tücher und Fahnen geschwenkt. „So drückt sich Jesus eben in jedem unterschiedlich aus. Dazu auch die Tücher und Fahnen“, erklärt Michel, der Pfarrer nach der Messe. Er selbst habe früher dem römisch-katholischen Glauben angehört. Danach sei er der katholisch-charismatischen Richtung gefolgt, vor vielen Jahren sei er der New Life Church beigetreten.

„Es gibt viele ähnliche Schwesterkirchen. Aber alle unterscheiden sich doch ein wenig“, erklärt er. Seine Gemeinde hat über 2.000 Mitglieder, die auch einen gewissen Beitrag bezahlen. Wie hoch der Betrag ist, sagt er nicht. In ganz Südafrika könnten sich die charismatischen Kirchen über mehrere Millionen Mitglieder freuen. Der Norden Johannesburgs gehört zu den besseren Wohngebieten.

Irgendwann nach 19 Uhr tritt eine etwa 50-jährige Frau auf die Bühne und spricht zur Gemeinde. Zum ersten Mal wechseln sich nicht Aktivität und Ansprache ab, zum ersten Mal scheint es langatmig zu werden. Nach einer halben Stunde stellt sie dann die Frage. „Ist jemand hier in diesem Raum krank?“ Eine etwas jüngere Frau zeigt schüchtern auf, und wird nach vorne gebeten. Ebenso wie andere Gemeindemitglieder, die helfen sollen, ihre Beschwerden zu lindern.

Gemeinsam stellen sie sich um die Frau, einige halten ihre Hände in Richtung des Patienten, andere beten zum Himmel, wieder andere schwenken Fahnen. Plötzlich fällt die Frau um, wird jedoch aufgefangen und liegt einige Minuten auf dem Boden. Sie scheint zu schlafen. „Das ist kein Schlaf, das ist die Kraft Jesus“, erklärt Michel. Die „Kraft Jesus“ ist es auch die einen Farbigen, der etwa 1,90 Meter groß und ziemlich korpulent ist, nach dem Handauflegen zitternd am Boden liegen lässt. „Seine Kraft wirkt sich eben bei jedem anders aus“, weiß Michel. So beginnt eine 20-jährige Blondine zu weinen, nachdem sie geheilt wurde. Umgefallen ist sie nicht.

„Ich weiß, dass hier einer unter uns ist, der Schmerzen am rechten Ohr hat“, sagt ein weiterer Sprecher, der sich das Mikrofon geschnappt hat. Er schaut umher, ob einer der 400 Leute sich meldet. Nach einiger Weile kommt eine asiatisch aussehende Frau mit ihrem dicklichen Sohn nach vorne, sein rechtes Ohr wird behandelt. Nach einer Weile gehen die beiden wieder weg. „Nun ist er geheilt“, glaubt Helen.

Für die anderen Gemeindemitglieder werden an der Bühne Untertassen mit Öl aufgestellt. „Wer sich dieses Öl in die Augen tröpfelt, wird Jesus sehen“, verspricht einer der Prediger. Erst trauen sich nur wenige nach vorne zu gehen, nachdem die ersten den Schritt gewagt haben werden es mehr und mehr. Selbst Helen geht erst, nachdem ich nach vorne gegangen bin. Es scheint eine Art Gruppenzwang zu sein. Auf meinen Weg und meine Handgriffe wird genau geachtet.

„Wer möchte kann jetzt nach Hause gehen, wer möchte kann nach vorne kommen, wenn er Beschwerden hat“, sagt einer der Sprecher. Es ist der blonde Mann in dem schwarzen Anzug, der auch zu Beginn der Messe das Mikrofon hatte. „Ich weiß, dass es den Neuen hier gefallen hat und ich weiß auch, dass sie heute Jesus in sich gespürt haben. Seine Stärke und seine Wärme“, ruft er voller Überzeugung.

„Sie sind jederzeit willkommen“, sagt Pfarrer Michel zu mir und versucht mich mit Leuten bekannt zu machen, die während der Woche Workshops geben. Eine feste, verbindliche Zusage für einen weiteren Messebesuch meinerseits in der kommenden Woche senkt jedoch sein Engagement, einen Ansprechpartner für mich zu suchen.

15. 7.000 Menschen zu jedem Sonntagsgottesdienst – „Ey Man“

Die Autoschlange hört nicht auf, es ist wie nach einem Popkonzert oder einem Fußballspiel. Auto hinter Auto, links wird genervt geguckt, rechts gehupt, dahinter verärgert in der Gegend herum gefuchelt, weil sich mal wieder einer vorgedrängt hat. Mehrere tausend Menschen müssen irgendwie vom Kirchengelände herunter. So viele nehmen nämlich an jedem der fünf Sonntagsgottesdienste in der Rhema-Kirche in Johannesburg teil. Die Rhema-Kirche in Johannesburg ist die größte der charismatischen Kirchen in Südafrika. Die beiden Gottesdienste am Sonntagmorgen sind mit je 7.000 Leuten besucht. „Auch die anderen drei Messen heute werden voll“, behauptet Mark Hodgetts, einer der Pfarrer in der Rhema-Kirche. Jetzt, um 10 Uhr, steht der Hauptgottesdienst an. Dabei predigt Pastor Ray McCauly, der Gründer der Rhema-Kirche in Südafrika.

Der Ablauf des Gottesdiensts ist vergleichbar mit dem in der New-Life-Church, nur ist alles noch größer, noch imposanter. Es kommen Menschen aus allen Sozialschichten, alle Hautfarben sind hier vertreten. Sieben Großleinwände hängen über der Bühne, vier Kameras filmen den Gottesdienst. Nicht nur auf den Leinwänden wird die Messe übertragen, sondern auch im Fernsehen. Rhema hat zwei eigene halbstündige Sendungen an jedem Sonntag.

Die Ordner gehen durch die Reihe und zählen die Leute, eigentlich überflüssig, denn jeder Platz ist an diesem Sonntag besetzt. Der große Saal mit den vielen bequemen Kinosesseln und dem Teppichboden wirkt noch größer, weil die Rückwände verspiegelt sind. Viele der Gläubigen schreiben während der Messe mit, manche weinen, die meisten reichen während des Betens die Hände in Richtung Decke. Die Kollekte wird nach etwa 45 Minuten direkt nach der Geschichte über einen Priester, der immer seine ersten Früchte an die Armen verteilte, gehalten. Einige Scheine landen im Kollektekorb, das Ergebnis aus der Vorwoche ist imposant: 100.000 Rand kamen zusammen. Kleine Kirchen auf dem Land oder in den Townships freuen sich schon, wenn 50 Rand gesammelt wurden.

Auf der Bühne hat ein Farbiger im Anzug in der Stimmlage von Michael Buffer die Messe begonnen. Die Texte der Lieder werden über Teleprompter gezeigt, jeder kann die Melodien mitsingen. „Amen“ wird gerufen und sehr amerikanisch betont, so dass es wie ein „Ey Man“ klingt. „Für mich ist das hier ein neues Zuhause“, erklärt Cinthia, die aus Soweto kommt und vorher dort in eine zionistische Kirche ging. Hier könne man seinen Glauben viel freier leben, sie gehe glücklicher aus der Kirche. Kein Wunder, denn bei den charismatischen Kirchen werden die Emotionen der Menschen angesprochen. Kritiker werfen diesen Kirchen vor, dass dies nur über einen be-

stimmten, kurzen Zeitraum die Menschen bewege. In der Tat spreche ich nur mit Menschen, die nicht länger als drei Monate in die Rhema-Kirche gehen.

Nach einer halben Stunde tritt Pastor McCauley, ein glänzender Rhetoriker auf die Bühne. Gerne folgt man der interessant geschilderten Predigt, in der er erzählt, wie er als Putzmann in einem Fitness-Studio angefangen hatte und sogar Erbrochenes aufwischen musste. Bis, ja bis ihm eines Tages ein Unbekannter Geld gab, weil er ihn mochte. Darüber sollte jeder einmal nachdenken, findet McCauly.

Auf den Telepromptern werden nicht nur Bibelverse und Liedtexte angezeigt. Plötzlich blinkt dort, dass der Fahrer des Wagens mit dem Kennzeichen „FRW 338 GP“ das Licht brennen gelassen hat. Nach der 30-minütigen Predigt, die immer wieder durch „Amen“-Rufe, Beifall oder zustimmende Worte unterbrochen wird, gibt es viel Applaus für McCauly. Viele Gottesdienstbesucher blättern eifrig in den Bibeln nach, um sich die Verse herauszuschreiben. „Ich lese diese Stellen mehrfach in der Woche“, behauptet Cinthia, die in ihrer Handtasche kramt und für uns zwei uneingepackte Pfefferminzbonbons herausholt.

Gegen Ende des Gottesdienstes wird gefragt, wer von den neuen Besuchern denn Lust habe, dass die Rhema-Gemeinde auch für ihn bete. Etwa 100 Leute gehen in einen gesonderten Raum, wo sie ein Video mit eindringlichen Worten von McCauly ansehen und danach an einer kleinen Gesprächsrunde mit Rhema-Gruppenleitern teilnehmen. Sie sollen von der Teilnahme an der Glaubensgemeinschaft überzeugt werden.

Ich behaupte, dass jeder gut gelaunt aus einem Gottesdienst wie diesem in der Rhema-Kirche geht. Vielleicht ist deshalb der Rhema-Buchshop im Kirchengebäude so gut besucht. Nach der Messe treffen sich die Eltern wieder mit ihren Kindern, die, nach Altersklassen aufgeteilt, in anderen Räumen gebetet haben. Danach geht es gemeinsam auf den Parkplatz oder zu den Bussen. Und dann müssen sich die Gottesdienstbesucher vor allen Dingen gedulden.

16. Die gestohlene Kirche

„Hey, was ist mit meiner Kirche passiert?“ Bongani Sitholi¹⁵ steht fassungslos vor dem kahlen Betonfundament. „Hier war vor ein paar Monaten noch eine Kirche.“ Er ist ratlos, zuckt mit den Schultern und schüttelt den Kopf. „Die sind rübergekommen und haben nach und nach alles mitgenommen“, gibt Luthando Mxesibe die Erklärung. „Die“ – das sind die Bewohner der nur wenige Meter entfernten Shacks. Shacks sind kleine Hütten, die aus allem gebaut werden, was sich irgendwie und irgendwo findet. Wellblech, Holz oder Steine, also auch die Ziegelsteine der Kirche. „Vor einigen Monaten hat man entschieden, dass hier ein neuer Pfarrer hinkommen soll, weil ich mit meinen drei anderen Gemeinden genug zu tun habe“, erklärt Sitholi. Weil in Südafrika eben alles ein bisschen länger dauert, zögert sich auch die Zuteilung dieser Kirche zu einem neuen Priester hinaus. Jetzt gibt es die Kirche im Herzen Sowetos nicht mehr. Vorbei an den vielen ärmlichen Shacks, die in Deutschland nicht einmal als Hütte im Garten dienen würden, fahren wir wieder zurück, lassen den ungeteerten Weg hinter uns und befinden uns wieder auf einer der Hauptverkehrsstraßen in Soweto.

Soweto. Als Southern Western Township in den 50er Jahren gegründet, ist es mittlerweile mit etwa 120 Quadratkilometern fast eine eigene Stadt. Zwei bis vier Millionen Menschen¹⁶ leben hier. Obwohl der Staat hunderttausende von gleich aussehenden Zwei-Zimmer-Häusern bauen ließ, müssen immer mehr Menschen in den Armutsvierteln in Shacks leben, denn es kommen immer mehr Leute hier hin. Soweto ist jedoch nicht nur von Armenvierteln übersät, auch hier gibt es bessere Wohngegenden. „Zum Beispiel Beverly Hills“, erklärt Bongani. In „Beverly Hills“ wohnt auch Winnie Mandela, die Ex-Frau von Nelson. Ihr Haus gleicht einer Festung. Hohe Mauern, Stacheldrahtzäune, die Schilder „Armed Response – Security“ sind nicht zu übersehen. Die Absicherung nehmen ihr die Nachbarn nicht übel. „Sie ist hier in Soweto zum Teil sogar beliebter als ihr Ex-Mann, weil sie hier wohnen geblieben ist“, sagte der Pfarrer. Kaum vorstellbar für mich, dass die wegen angeblicher krimineller Machenschaften sehr umstrittene Winnie

¹⁵ Wenn Vater Michael nicht in seine Heimat Irland zum Golfen gefahren wäre, hätte ich Sitholi nie kennengelernt. Ich traf ihn als er als Urlaubsvertretung in einer Kirche in Bryanstan war. Auffällig an diesem Gottesdienst dort war, dass auf der einen Seite der Kirche die Farbigen auf der anderen die Weißen saßen. „Das“, so erklärte man mir später, „sei deshalb, weil diese Farbigen die Hausangestellten der anderen seien. Deshalb setze man sich getrennt.“ Die Predigt während dieser Messe gab es in drei Sprachen. Der Priester predigte in Zulu, Sotho und Englisch. Das ist keine Seltenheit in Südafrika.

¹⁶ Die Schätzungen variieren in den verschiedenen Quellen deutlich. Selbst die Angaben zur Fläche von Soweto. Dort schwanken die Angaben zwischen 60 und 150 Quadratkilometern. Auf Auskünfte von staatlichen Stellen habe ich verzichtet, nachdem mir ein Regierungsmitarbeiter erklärte, dass Südafrika kein größeres Kriminalitätsproblem habe als alle anderen Länder auch. Er hat mir erklärt, dass nur die Medien für die Stimmung und diesen Eindruck verantwortlich seien. Auch in Deutschland und Australien könne man nachts in den Großstädten nicht auf die Straße gehen, behauptete der Regierungsangestellte felsenfest.

Mandela hier viele Anhänger haben soll. Das kleine frühere Häuschen von Nelson Mandela, in dem der ehemalige Staatspräsident mit seiner ersten Frau Evelyn lebte, ist heute ein Museum. Mehrfach wurde es von der Polizei beschossen, in den 80er Jahren sogar zwei Mal abgebrannt.

Das Sozialsystem in Soweto funktioniert einigermaßen. So gilt das Chris Hani Baragwanath Krankenhaus als eines der größten Krankenhäuser der Welt, jedenfalls ist es das größte der südlichen Hemisphäre. Hier werden jedes Jahr 16.000 Babys geboren und 110.000 Notfälle behandelt. Das Krankenhaus hat 3205 Betten.

Obwohl Bongani beteuert, dass Soweto ein sicherer Ort sei, ist der Ruf anders. Für die Polizei ist es schwierig, Herr der Lage zu werden, weil die Menschenmassen eben nicht mit ein paar Streifenwagen zu kontrollieren sind. Schon gar nicht nachts. Am Rand von Soweto bieten viele Prostituierte ihre Dienste an. „Jede Prostituierte hat etwa zehn Freier am Tag und benutzt meistens kein Kondom. Da braucht man kein großer Prophet zu sein, um zu sagen, dass hier fast jede Prostituierte HIV-positiv ist. Die meisten von ihnen kommen vom Land in der Hoffnung auf eine besser Zukunft in der Stadt“, sagte Sitholi. Aids und Arbeitslosigkeit sind seiner Ansicht nach die größten Probleme im ehemaligen Township. Jeder Zweite sei in Soweto ohne Job.

Soweto steht oftmals synonym für den schwarzen Widerstand gegen das Apartheid-System. Hier wurde am 16. Juni 1976 der 14-jährige Schüler Hector Pieteron erschossen. Vielfach wird dieses Ereignis als ein Wendepunkt in der Geschichte Südafrikas bezeichnet¹⁷. Bei einem friedlichen Protest gegen die Einführung von Afrikaans statt Englisch als Unterrichtssprache erschoss ein Polizist den Schüler. Das Schwarz-Weiß-Foto des Fotografen Sam Nzima, das einen Studenten zeigt, der den blutenden Pieteron trägt, daneben Thandi, die schreiende und weinende Schwester des getöteten Pieteron, ging um die Welt. Pieteron starb auf dem Weg ins Krankenhaus außer ihm sollen fast 600 Menschen ihr Leben verloren haben. Die Proteste erfassten von da an das ganze Land. Der Student, der den kleinen Pieteron in den Armen trug, soll später auf mysteriöse Weise ums Leben gekommen sein. Überlieferungen zu Folge lebt Thandi mit ihrer Familie noch heute in Soweto. An dem Ort, an dem der kleine Hector sein Leben verlor, ist heute das Hector-Pieteron-Memorial. Fast täglich schauen hier Touristen im Rahmen von Township-Touren vorbei, fast täglich werden hier Blumen niedergelegt. Hier ist auch das berühmte Foto zu sehen.

¹⁷ Bemerkenswert ist auch, dass die meisten südafrikanischen Kirchen bis heute von Weißen geführt werden. Eine Umorientierung zur „schwarzen Theologie“ geschah erst allmählich, als ein Wendepunkt gelten eben diese Soweto-Unruhen. Dennoch ist es ein langsamer Prozess. In der Kirche Regina Mundi hängt rechts neben dem Altar auch ein Bild der farbigen Gottesmutter und mit ihrem farbigen Sohn Jesus. Die Einflüsse der „schwarzen Theologie“ wurden vor allem von 1976 bis 1983 wirksam, die Kritik verstärkte sich. Im Südafrika zwischen 1984 bis 1990 wurden die meisten Kirchen radikaler und schlugen sich offen auf die Seiten des Widerstands und unterstützten weltliche, überparteiliche Gruppen.

„Wer nicht in Soweto war, ist nicht wirklich in Südafrika gewesen“, erklärt Bongani, der hier aufwuchs, zur Schule ging und nun als Priester arbeitet. Seine Heimatkirche Regina Mundi habe ihn für sein weiteres Leben geprägt. Die katholische Kirche gilt für viele als eine der Keimzellen des Widerstands. Im Zuge der „Bannungen“, Organisations- und Versammlungsverbote boten die Kirchen vielfach das einzige Forum für eine politische Betätigung. In der großräumigen Kirche fanden zahlreiche oppositionelle Versammlungen statt. Die Grenzen zwischen kirchlichen und politischen Veranstaltungen verwischten sich allerdings zunehmend. Der kirchliche Hintergrund verschaffte den politischen Aktivisten weiteren Respekt in der Bevölkerung und noch mehr Anhänger.¹⁸

Die Gemeinde, die in Regina Mundi beheimatet ist, ist eine von 20 katholischen Kirchengemeinden in Soweto. Danny ist in dieser Kirche fast zu Hause. Nahezu jeden Tag führt er Touristen durch das Gotteshaus, kennt jede Anekdote, jeden Winkel der Kirche. „Hier“, sagt Danny und hebt das Tischtuch auf dem Altar beiseite, „hier hat ein Polizist zwischen 1976 und 1987 bei einer der vielen Unruhen ein Stück vom Altar abgeschlagen“. Die Stelle wurde nie repariert und soll Mahnmal für nachfolgende Generationen sein. Auch die Einschusslöcher in der Decke weisen darauf hin, dass diese Kirche in einer Zeit voller Gewalt eine wichtige Rolle spielte. Wie sein eigenes Buch behandelt Danny das Gästebuch in das sich Besucher eintragen wie auch der ehemalige US-Präsident Bill Clinton. Damit die Unterschrift geschützt ist, hat der farbige Südafrikaner über den Namen von Clinton Tesa-Film geklebt.

Auf dem Weg zu einer seiner der drei Gemeinden von „Vater Bongani“ fahren wir am Golfplatz in Soweto vorbei. Statt Fähnchen sind Stöcke mit Stoffetzen aufgestellt. „Preiswert hier zu spielen“, wirbt der Priester. Vorbei geht es an jeder Menge Müll am Straßenrand. Einige Leute durchwühlen den Abfall. „Die Müllabfuhr streikt hier sehr oft. Dann bleibt es eben liegen.“ Mit 70 Sachen überholen wir eine Eselkutsche. Gebremst wird in Soweto nicht. Man hupt. Auch eine Universität gibt es in Soweto. „Doch da brauchst Du nicht zu studieren. Die hat einen so schlechten Ruf, Du würdest eh keinen Job bekommen“, berichtet der Gottesmann. Plötzlich hält die Polizei unseren BMW an. Der BMW ist der Wagen von Bonganis Bruder, der als Architekt viel im Ausland unterwegs ist. Als die Polizei mich auf dem Beifahrersitz sieht, dürfen wir weiterfahren.

In Soweto blüht wie in allen Townships der Straßenhandel. Hier wird alles ohne Lizenz verkauft. Gebrauchte Kleidung liegt zur Ansicht auf dem Boden herum, auf einem Tisch sind ein paar tote Hühner ohne Federn gestapelt.

18 Hinter der Kirche ist auch ein Gedenkstein aufgestellt, der an das „Kairos-Dokument“ von 1985 erinnert. Das Dokument lieferte die theologische Grundlage für den Befreiungskampf. Das von 150 Geistlichen unterschriebene Dokument war eine entscheidende Kampfansage an das politische und ideologische System Südafrikas.

Daneben wird gegrillt. An einem anderen Stand werden Autospiegel aller Fabrikate verkauft. Mitten auf der Straße fährt ein Eselswagen und blockiert den Autoverkehr. Die Obstfrau trägt ihre Waren auf dem Kopf umher und bietet sie zum Verkauf an. Die Leute machen hier überall einen fröhlichen Eindruck. Vollbremsung.

Einer der vielen Kleinbusse, die von den Farbigen als Taxis benutzt werden, hat plötzlich angehalten, ohne zu blinken. Der Pfarrer flucht, wie man es von einem Pfarrer nicht erwartet. „Diese Idioten sind so schlechte Fahrer“, schimpft er weiter. Doch er hat auch Verständnis für „die Idioten“. „Viele sitzen 14 Stunden pro Tag am Steuer“ und halten überall wo am Straßenrand gewunken wird. Nicht selten sind 15 bis 20 Leute in einem solchen Kleinbus zu sehen. Die Kosten für eine Fahrt innerhalb von Johannesburg betragen ein paar Rand. Aber auch auf Langstrecken werden die Kleinbusse genutzt: Die etwa 800 Kilometer von Upington nach Kapstadt kann man für 180 Rand zurücklegen. Über 10.000 Taxen gäbe es alleine in Soweto, behauptet der Pfarrer. Diese Kleinbusse stehen auch ganz oben auf der Liste der Autodiebe. In Johannesburg werden mehr Autos gestohlen als in allen anderen Städten auf der Welt.

Sitholi selbst lebt in der Gemeinde St. Peter Clever. „Es ist unheimlich wichtig, dass Du oft hier bist und direkt in den Gemeinden lebst“, sagte er: „Nur dann akzeptieren Dich die Leute auch.“ Nach eigenen Angaben muss er von dem Leben, was die Gemeinde ihm zahlt. Weil das nicht reicht, fährt er auch oft in die reicheren Gegenden nach Johannesburg und liest dort Messen. In seinen Gemeinden versucht der Priester durch verschiedene Projekte, die Menschen für einen möglichen Beruf zu qualifizieren. Mit der Hilfe von ehemaligen Gemeindemitgliedern bietet er Computerkurse und Schreibmaschinenkurse an. Ein befreundeter Anwalt berät in Rechtsfragen, viel Anklang findet die Weberei. Plötzlich klingelt eine attraktive Frau bei Sitholi. Sie ist Mitte 20 und sucht Hilfe bei der Kirche. „Ich habe vor einigen Tagen meinen Job verloren. Ich sehe keinen Ausweg mehr, als meinen Körper zu verkaufen“, berichtet sie dem Priester von ihrer Idee, wie sie sich und ihren dreijährigen Sohn ernähren möchte. „Mit Glaube und Überzeugung finden wir einen Weg“, verspricht der Pfarrer. „Glaube und Überzeugung“. Diese beiden Schlüsselworte lässt er die Frau im einstündigen Gespräch so oft wiederholen, bis sie sie verinnerlicht hat. „Einen Job kann ich ihr leider nicht vermitteln“, erklärt er. Aber bis zum Abend wird er ihr wenigstens so viel Geld geben können, dass sie über die nächsten Tage kommt.

Die traditionellen Kirchen in Südafrika verloren gegen Ende der 90er Jahre an Mitgliedern. Auch in Soweto. „Seit einigen Monaten kommen die Leute aber wieder zurück“, hat Sitholi festgestellt. So viele, dass seine drei Kirchen bald zu klein sind. Vor allem St. Peter Clever. „Wir müssten hier

dringend anbauen, aber das dürfte einige tausend Rand kosten“, erklärte der Priester. Doch aus Spenden will er das Geld nicht ausschließlich nehmen. „Natürlich müssen wir den Großteil aus Spenden und Zuschüssen nehmen. Aber es ist unheimlich wichtig, dass die Leute hier ihre eigene Kirche bauen und ihren eigenen, kleinen finanziellen Beitrag leisten. Nur dann werden sie sie als ihre eigene Kirche annehmen, nur dann entsprechend pflegen“, weiß „Vater Bongani“. Und dann steht sie hoffentlich länger als das Gotteshaus, dass der Priester in Soweto jetzt vermisst.

17. Warum haben sich Mandela und Mbeki nie beim Apartheids-Regime bedankt?

Etwa 300 Kilometer nördlich von Kapstadt liegt das Dörfchen Lamberts Bay¹⁹ an der Mündung des Jakkels Rivers. Über die Jahre hat sich das Dorf nach Angaben von Liz van Schalkwyk vom dortigen Fremdenverkehrsbüro von einem kleinen Fischerdörfchen zu einem „attraktiven Urlaubsort entwickelt“. Das kleine Problem dahinter schildert sie nicht. Lamberts Bay ist nur während der zweimonatigen Blumenzeit stark frequentiert. Die anderen zwölf Monate verirren sich nur wenige Touristen in den kleinen Ort, in manchen Teilen wirkt Lamberts Bay wie ein Geisterstädtchen. Die Einwohnerzahl wird offiziell mit 5.000 angegeben, kein einziger Bewohner glaubt aber, dass wirklich so viele Menschen dort leben. „Maximal 2.000“, meint Bruder David Rowles von der Katholischen Kirche. Für mich ist die Anzahl bei meinem dreitägigen Aufenthalt schwer einzuschätzen, aber bei meiner Abfahrt hatte ich den Eindruck, jeden dort schon einmal gesehen zu haben. In Lamberts Bay gibt es 14 bis 20 verschiedene Glaubensgruppen, vier Pfarrer leben hier²⁰.

Lamberts Bay hat nach Angaben von van Schalkwyk „viele Restaurants“ (genau genommen zwei und vier Schnellimbisse, die aber gegen 18 Uhr schließen). Es gibt einen Pep-Markt (Billigkleidungsladen), zwei Lebensmittelgeschäfte, drei Bäckereien und zwei Läden, die alles verkaufen. Und, was natürlich nirgends auf dem Land fehlt: Spirituosenläden. Gleich drei davon gibt es im „Kaff“ Lamberts Bay. Die meisten sind arbeitslos, viele trinken regelmäßig Alkohol. Insgesamt ist es aber sehr friedlich. Trotz der Schilder „Waffen sind am Strand verboten“ kann man zu jeder Tageszeit ohne Sorgen über die Straßen gehen.

¹⁹ Lamberts Bay ist nach Sir Robert Lambert benannt. Der Admiral der britischen Marine besuchte den Ort zwischen 1826 und 1840.

²⁰ Wegen der Überschaubarkeit wollte ich anhand von Lamberts Bay das Zusammenleben verschiedener Gruppen darstellen. Leider fehlt mir nun der Platz für eine Darstellung. Deshalb nur ein paar Zitate.

Mehrere Versuche sind nötig, den Pfarrer der DRC in Lamberts Bay zu sprechen. Eigentlich würde er ja nicht mit Journalisten sprechen, erklärt mir André Fourrie. „Denn die berichten ja immer nur die halbe Wahrheit.“ Ich schlage vor, er könne mir ja die andere Hälfte erzählen. Nach einigem Zögern willigt er ein, doch zuerst muss ich alles über mich erzählen. Es wird größtenteils zu einer Art Verhör – irgendwann darf ich dann auch mal etwas fragen.

„Man darf der Kirche keine Schuld wegen der Apartheids-Zeit zuschieben“, sagt er: „Denn es war nicht die Kirche, sondern nur die Tatsache, dass die gleichen Leute, die in der Politik was zu sagen hatten, auch in der Kirche an der Macht waren.“ Vorsichtig tastet er sich im Gespräch mit seinen Aussagen vor, erst nach über zwei Stunden wird er langsam radikaler in seinen Ansichten. Er findet die Linie der APK nicht verkehrt, weil sie den Grundsätzen treu geblieben sei. „Die Kirchen der DRC werden bald leer sein, weil die Leute die Kirche für den Wechsel ihre Grundsätze strafen werden“, glaubt er. Der Pastor ärgert sich, dass jetzt kein Weißer in der Regierung sitzt. „Wie ist es möglich, dass die Leute, die sagten, Rassentrennung ist falsch, jetzt selbst über die weißen Bürger regieren?“ so Fourrie: „Und woher haben die Leute, die jetzt im Parlament sitzen, ihr Wissen? Wer hat Ihnen die Schulen gebaut? Die Weißen haben das gemacht.“ Und dann erhebt sich Fourrie und sagt mit lauter Stimme: „Warum sind Mandela oder Mbeki nicht einmal aufgestanden und haben gesagt: Ich danke dem weißen Apartheids-Regime, dass ich heute hier sitzen kann. Die weiße Regierung hat für alle gesorgt. Die Schwarzen hatten es hier besser als die in Madagaskar, Sri Lanka oder Malawi.“

Sicherlich, gibt er zu, seien von der weißen Regierung viele Fehler gemacht worden, doch es sei in Südafrika nicht so schlimm gewesen wie in anderen Ländern. „Die Regierung müsste mal in die Türkei oder nach Ägypten. Dann wüsste sie, was wirklich Macht ist“, sagte er. Außerdem hätte die weiße Regierung Struktur und ökonomische Kraft ins Land gebracht. Deshalb gehe es Südafrika auch besser als den anderen afrikanischen Ländern, die keine solche Apartheids-Regierung gehabt hätten.

Auch auf Menschen wie André Fourrie, der sich als Christen bezeichnet und sicher ist, dass er in den Himmel kommen wird, trifft man in Südafrika.

18. Ein Stück Kirchenratsgeschichte

Dr. Wolfram Kistner war einer der ersten Gesprächspartner in Südafrika und konnte mir einen guten ersten Überblick geben. Vor allem einen über die Arbeit des südafrikanischen Kirchenrats. Dort leitete der gebürtige

Südafrikaner, Sohn eines lutherischen Pfarrers, viele Jahre die Abteilung „Gerechtigkeit und Versöhnung“. Gemeinsam mit dem langjährigen Kirchenrats-Vorsitzenden Beyers Naudé gründete er ein ökumenisches Beratungsbüro, das zwischen 1988 und 1997 seine Hauptarbeit hatte. „Wir haben mitgeholfen, ein informelles Netzwerk aufzubauen, das viele Menschen geschult hat“, sagte Kistner. Viele Leute habe er im Gefängnis besucht, auch er selbst sei häufiger verhaftet worden. Seine Arbeit wurde vom Staat intensiv beobachtet, teilweise durfte der auch als Dozent tätige Kistner nicht zitiert werden. Einiges aus der bewegten Geschichte ist in seinem Privatarchiv sortiert.

Die Bücherregale sind voller Ordner, Schnellhefter, Ablagekästen. Alle Dokumente sind fein säuberlich sortiert, alle mit Nummern versehen. Das Archiv von Wolfram Kistner birgt viele Informationen in sich, die, wenn es nach den Wünschen der Apartheidsregierung gegangen wäre, alle vernichtet worden wären. „Wir hatten alle Dokumente zwei Mal. Vieles haben wir auch nach Übersee geschickt, um es zu sichern“, erklärte Kistner. Vieles, was seit 1976 geschah, ist im Archiv gelagert. Der Bericht über eine Zwangsumsiedlung, das Protokoll einer Kirchenratssitzung oder die Notizen anderer, oftmals geheimer Treffen. „Mein Mann arbeitet eben sehr gerne mit Schriftstücken. Außerdem wollten wir alles dokumentieren“, sagte Adelheid Kistner, die sich um die Pflege des Archivs kümmert. Knapp 4.800 Dokumente haben sich im Laufe der Zeit angesammelt, 4.416 Einträge sind sortiert. 8.998 verschiedene Schlüsselwörter gibt es. „Es ist ein Stück Kirchenratsgeschichte und einiges darüber hinaus“, erläuterte Adelheid Kistner.

19. Sizanani – Wir helfen einander

Jedes Mal wenn die Finger seine Wangen berühren lächelt Kenny. Der 13-Jährige genießt die Berührungen der Pflegerinnen und Pfleger sichtlich. Kenny ist schwerst mehrfach behindert. Der dürre farbige Junge ist etwa einen Meter groß, sein Kopf ist so klein wie der eines Neugeborenen, der Kiefer übergroß. Die verkrampten Arme liegen eng am Körper, die Knie hat er angezogen. Sein Leben ist seit 13 Jahren fast täglich dasselbe. Morgens wird er vom Gitterbettchen in den Rollstuhl gehoben, abends zurück. Kenny wurde wegen seiner Behinderung von den Eltern ausgesetzt. „Wie viele der Kinder hier“, erklärt Joachim Lungenschmied, Mitarbeiter in der Missionsstation Sizanani.

„Sizanani Village“ liegt fünf Kilometer nördlich von Bronkhorstspruit und etwa 50 Kilometer östlich von Südafrikas Hauptstadt Pretoria. Die Idee

zur Gründung von Sizanani (ein Zulu-Wort, das „Wir helfen einander“ bedeutet) stammt von Pater Karl Kuppelwieser, einem katholischen Missionar. Pater Karl wurde im Jahre 1989 nach Bronkhorstspruit versetzt, wo er mit dem Aufbau von Sizanani begann, welches er „die größte Herausforderung meines Lebens“ nennt. Am 12. September 1989 begann Pater Karl mit der Errichtung der ersten Gebäude, nachdem die Wasserversorgung gesichert war. Seit 1989 sind fünf Farmen aufgekauft worden. Das Motto – „Community serving Humanity“, die Gemeinschaft dient der Menschheit – hat ihn durch sein Leben begleitet. Alle Anstrengungen und neuen Projekte würden mit dem Ziel verfolgt, das Heim für geistig und körperlich behinderte Kinder in Zukunft von Spenden unabhängig zu machen. Dieses Ziel ist nicht nur auf den Beitrag der Katholischen Kirche von Sizanani, die zur Diözese Pretoria gehört, sondern auch auf die staatliche Unterstützung ausgedehnt worden.

Das Heim für behinderte Kinder wurde im März 1993 eröffnet und beherbergt geistig und körperlich behinderte Kinder mit den verschiedensten Bedürfnissen. „Wir haben bis heute sieben Wohnblöcke ausgestattet und verfügen über genügend Personal, um derzeit mehr als 200 Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen im Alter von zwei bis 22 Jahren ein menschenwürdiges Zuhause zu geben“, weiß Lungenschmied. Die Kinder sind nach dem Grad ihrer Behinderung und nach ihrem Alter auf die verschiedenen Wohnblöcke aufgeteilt. Die Wohnblöcke sind alle mit Zulu-Namen versehen, wie etwa Thokozani („Haus der Fröhlichkeit“). Dort sitzen die Kinder zu sechst an kleinen Tischen und löffeln aus ihren blauen Plastikschüsseln Brei. Der Besuch freut sie, alle Lachen, manche schlagen vor Begeisterung mit dem Löffel in ihren Brei.

Mehr als 120 der Kinder sind an den Rollstuhl gebunden. Einige können sich wie kleine Babys krabbelnd fortbewegen. Die größte Gruppe der Kinder besteht aus 40 schwerst behinderten kleinen Kindern und 30 älteren Kindern, die rund um die Uhr medizinische Betreuung und Fürsorge benötigen. Diese 70 Kinder können nichts für sich selbst tun. Sie müssen angezogen, gefüttert, gebadet und therapeutisch betreut werden. „Und geliebt werden müssen sie. Denn das fehlt ihnen am meisten. Viele von ihnen wurden verstoßen, weil eine Behinderung in der südafrikanischen Kultur als Strafe der Ahnen für schlechtes Verhalten oder Sünden gilt. Sie werden meist als Schande angesehen“, weiß Lungenschmied. Derzeit hat das Heim 123 Angestellte, die sich um das Wohlergehen der Kinder kümmern.

In Sizanani wurde auch eine Schule für Kinder mit speziellen Lernbedürfnissen errichtet. Gegenwärtig gehen 50 Kinder aus dem Heim in diese Schule und lernen dort einfache Fähigkeiten und Fertigkeiten. Obwohl viele von ihnen nicht schreiben und lesen lernen können, lernen sie doch, praktische Fähigkeiten für ihr Leben, wie verschiedene Farben zu unterscheiden, eine Schere zu benutzen, Schuhbänder zu schnüren, Geschirr zu spülen oder

Zähne zu putzen. Auch 20 Kinder aus den umliegenden Gemeinden kommen täglich mit dem Sizanani eigenen Schulbus in diese Schule um an diesem Unterricht teilzunehmen. „Es sind vor allem Kinder aus dem Armenvierteln in der Stadt“, sagte der Sizanani-Mitarbeiter.

Intensiv kümmern sich die Mitarbeiter des Missionsdorfes auch um HIV-infizierte und aidskranke Menschen. Seit 1999 widmen Pater Karl und seine Mitstreiter ihre Aufmerksamkeit und finanziellen Mittel Menschen mit HIV/Aids besonders denen, die sich im letzten Stadium dieser Krankheit befinden. Das „St. Joseph’s Care Centre“ ist ein Pflegeheim mit dem Engagement, die Lebensqualität der Patienten in ihrem letzten Lebensabschnitt zu verbessern. Die Türe ist für jeden offen, unabhängig von Hautfarbe, Religion, Alter und Geschlecht. Die Freiwilligen und das medizinische Personal bemühen sich, den Aufenthalt jedes Patienten so angenehm wie nur möglich zu gestalten. „Dem kranken Menschen ist es hier möglich in Würde zu sterben“, erklärte der Sizanani-Mitarbeiter.

Gegen Ende des Jahres 1999 startete Zizanani auch einen Heimpflegedienst, der sich um die kranken Menschen in deren Zuhause kümmert und diese berät. „Wir helfen und beraten Familien in der Pflege und dem richtigen Umgang mit deren Angehörigen, welche mit HIV/Aids infiziert sind. Im Rahmen des Heimpflegedienstes bilden wir auch Freiwillige aus, welche Hausbesuche machen und dabei die Menschen in hygienischen Angelegenheiten sowie Ernährungsfragen unterstützen“, führt Lungenschmied aus. Der Heimpflegedienst und das St. Joseph’s Care Centre sind eng miteinander verbunden. Erholt sich ein Patient während des Aufenthaltes in Sizanani, kann er in den Heimpflegedienst übergeben werden und somit Zuhause leben. Für das Missionsdorf ist es schwer, Mitarbeiter im Bereich der Aidshilfe zu finden. „Wenn bekannt ist, dass jemand in diesem Bereich arbeitet, dann wird er oft gemieden. Viele denken: Wenn der mit Aids-Patienten zusammenarbeitet, dann hat er selber Aids. Deshalb ist es vielen Mitarbeitern wichtig, dass nicht gesagt wird, in welcher Station sie bei uns arbeiten“, erklärte Lungenschmied.

Ein Pflege- und Versorgungsprogramm für Waisenkinder wurde erstmals im September 2001 ins Leben gerufen. In diesem Programm werden Waisenkinder, deren Eltern an HIV/Aids gestorben sind, aufgenommen. Für diese Kinder werden Schulgeld und Schuluniformen bezahlt und sie erhalten täglich eine warme Mahlzeit. Nachmittags gibt es verschiedene Angebote für die Kinder wie Hausaufgabenbetreuung, Trommelkurs oder Spielenachmittage. Das Pflege- und Versorgungsprogramm wird in den umliegenden Armenvierteln von Bronkhorstspruit durchgeführt. Es werden neben den Waisenkindern auch Kinder aus armen und vernachlässigten Familien aufgenommen.

Alle Anstrengungen und neuen Projekte werden mit dem Ziel verfolgt, das Heim für geistig und körperlich behinderte Kinder in Zukunft von Spenden

unabhängig zu machen. Dieses Ziel ist nicht nur auf den Beitrag der Katholischen Kirche von Sizanani, sondern auch auf die staatliche Unterstützung ausgedehnt worden. Außerdem erwirtschaftet das Dorf Einnahmen durch Werkstätten, die zudem ein paar Arbeits- und Ausbildungsplätze geschaffen haben. Die Produkte im Ndebele-Design, das nur noch wenige Afrikaner beherrschen, aus Töpferei und Weberei werden im Dorf an Touristen verkauft oder versandt. Der Absatz läuft nach Auskunft von Lungenschmied gut. Weitere Einnahmen versucht das Team um Pater Karl durch das Konferenz-, das Mehrzweckzentrum und die Gästehäuser zu erzielen.

20. Der reisende Entertainer im Namaqualand

„Sie haben riesiges Glück, dass sie mich hier antreffen“, behauptet James Adams, Pfarrer im Namaqualand, dem größten Kreis der methodistischen Kirche Südafrika. Er ist ein vielbeschäftigter Mann und oft unterwegs. Der etwa 1,90 Meter große, füllige Schwarze kommt ursprünglich aus der Tanskei und lebt seit vier Jahren hier. Als Schwarzer ist man im Nordkap in der Minderheit. Überwiegend Weiße und Coloureds wohnen hier. „Akzeptanzprobleme gibt es aber keine“, behauptet er²¹.

Das Gebiet, welches das „Namaqualand“ umspannt ist recht groß. Es reicht von Puffotter im Osten bis zur Küste im Westen, von der Grenze Namibias im Norden bis zu Garries im Süden. „Pro Woche bin ich 1.500 Kilometer in der Gegend unterwegs.“ Ich habe also wirklich Glück, denn Adams ist der einzige Pfarrer der Methodisten im Namaqualand und damit für 26 Gemeinden verantwortlich. Aber vielleicht nicht mehr lange. „Wahrscheinlich werde ich die Gegend verlassen. Ich kann nicht auf der einen Seite von christlicher Nächstenliebe predigen und auf der anderen Seite nicht bestmöglichst für meine Familie sorgen“, erklärt der Pfarrer.

Seit 1820 gibt es nach Adams Angaben die methodistische Kirche in Südafrika, 50 Jahre später, 1870, begann sie mit der Arbeit im Nordwesten Südafrikas. „Das ist eine sehr ländliche Gegend hier, mit anderen Problemen als in den Städten“, sagte Adams. Im ehemaligen Township von Springbok unterhalten die Methodisten ein Altenheim. „Aber wir kämpfen jeden Tag ums Überleben“, beschreibt Adams die Sorge. Das Altenheim ist nicht mit denen in Deutschland zu vergleichen. Die Ausstattung ist sehr einfach, zum Teil sind zehn Leute in einem Großzimmer. 65 Leute beherbergt das Heim zur Zeit. „Wir müssen Leute abweisen, weil wir nicht genug Platz oder nicht

²¹ Er schätzt, dass in Springbok mit seinen Vororten etwa 90 000 Menschen leben. Davon seien 70 Prozent Coloureds, 25 Prozent Weiße und fünf Prozent Schwarze.

genug Geld haben, ihnen einen Platz hier zu finanzieren.“ 45.000 Rand kostet ein Heimplatz pro Monat. Zur Zeit arbeiten 22 Leute im und für das Altenheim. „Wir benötigten 15 Angestellte mehr, aber die können wir uns nicht leisten“, meint Adams.

Die Situation auf dem Land ist nach Angaben von Adams schwieriger als in der Stadt. „Dort hast du mehr Arbeitsplätze, auch mehr Möglichkeiten Spenden aufzutreiben“, so Adams. „Hier auf dem Land gibt es nichts.“ Die größte Herausforderung sei die Arbeitslosigkeit, die in einigen Bereichen im Namaqualand bis zu 60 Prozent betrage. „Und das bringt wieder eine Schwierigkeit für die Kirche. Sie können uns nichts geben, weil sie nichts haben. Und daher wird es auch für uns schwer, ihnen zu helfen.“ HIV und Aids seien im Namaqualand nicht so stark verbreitet wie in den Städten. „Dafür trinken die Leute viel zu viel“, so Adams. Arbeitslosigkeit und Alkoholprobleme trieben die Menschen in die Kriminalität. „Wir versuchen, langsam Projekte aufzubauen, aber zur Zeit bin ich mehr der Entertainer, der den Laden am Laufen hält“, sagte Adams. Es gestalte sich schwierig mit den anderen Glaubensgemeinschaften zusammenzuarbeiten.

Hoffnung setzt Adams vor allem in zwei Pilotprojekte, die demnächst mit Unterstützung der Untergruppe des Kirchenrats im Nordkap gestartet werden sollen. Zum einen soll in Karkams eine Großbäckerei erbaut werden. Hier sollen zahlreiche Arbeitsplätze geschaffen werden, in drei Jahren soll sie durch Einheimische übernommen werden. „Für Projekte wie dieses brauchen wir natürlich Spenden. Und die bekommen wir zur Zeit nicht“, klagt Adams.

Die Kirche und das Altenheim liegen hinter dem kleinen Berg, der Bergsig von Springbok abgrenzt. Hier, auf der „armen Seite“ des Berges, lebt kein Weißer, auf der anderen, reicheren Seite kaum ein Schwarzer oder Coloured. Nur zum Arbeiten kommen sie zusammen. „Das ist ein überflüssiges Überbleibsel der Apartheid“, weiß Adams. „In der weißen Bevölkerung werden wir zum Teil nicht sonderlich freundlich aufgenommen. Auch der letzte Weiße soll einmal einsehen: Wir haben keine Hörner, fressen keine Menschen und trinken kein Blut.“ Doch nicht nur gegen die weißen Mitbürger richtet sich seine Kritik. „Es entsteht mittlerweile eine neue schwarze Elite in Südafrika. Eine Elite, der man nicht trauen kann, weil sie ihre Wurzeln verloren hat“, sagt der Pfarrer, der während der Zeit der Apartheid „einige Male im Knast“ war. Verziehen hat er nicht ganz. „Aber ich lebe jetzt in Frieden mit den weißen Leuten.“

Adams glaubt, dass es noch mindestens 50 Jahre dauern wird, bis die Grenzen der Apartheid überwunden sind, ein langer, schwieriger Prozess. „Dazu nur ein Beispiel. In Garries gab es eine Grundschule für Weiße und eine für farbige Leute. Dazu eine weiße weiterführende Schule“, beschreibt Adams. „Anfang des Jahres schloss der Staat die weiße Grundschule mit der Begründung: Erst gehen alle Kinder gemeinsam auf die eine Grundschule, danach alle auf die

weiterführende Schule. Was war das Ergebnis: Die Eltern bringen ihre Kinder auf Schulen in anderen Orten, um die Trennung weiter zu gewährleisten.“

Noch am selben Abend telefonierte James Adams mit einem Freund in Upington und erzählte ihm vom Journalisten aus Deutschland. Pedro Biukes, Vorsitzender des Kirchenrats im Nordcape, wusste jedenfalls schon vieles über mich, als wir uns in Upington zufällig in einer Kirche (!) trafen.

21. Der Bauplan war ein Buch²²

Zwölf Kilometer Abseits der kerzengeraden Straße von Springbok nach Upington liegt Pella, in Reiseführern als kleines, ruhiges Dörfchen, berühmt für seine Dattelernte, beschrieben. „Pella ist eine in dieser trockenen Gegend völlig unerwartet perfekte Oase, was vor allem an Hunderten von Dattelpalmen liegt, die hier üppig neben Feigen- und Granatapfelbäumen gedeihen“, schreibt einer der gängigen deutschen Reiseführer. In Pella selbst schlägt einem jedoch Armut entgegen. Ein paar Betrunkene wanken über die löchrigen Sandwege, ein paar Kinder spielen im Sand, eine Frau liegt in der Mittagssonne an eine Wellblechhütte gelehnt. Wahrscheinlich hat auch sie zu viel getrunken. Wenn man seinen Wagen stoppt, stürmen direkt über zehn Leute auf einen zu und halten ihre Hände auf.

Im Ortszentrum liegt etwas, das man in dieser Pracht wirklich nicht in einem solchen Ort erwartet: Eine Missionskirche. Sie wurde 1886 von katholischen Missionaren aus Frankreich fertiggestellt. Überlieferungen zu Folge haben Bischof Simon und seine Mitstreiter das Wissen für den Bau aus Büchern entnommen. „Bischof Simon kam 1882 hierhin. Mit seinem Ochsenwagen machte er sich von der Küste auf nach Pella und hat hier bei den Buschmännern gestoppt“, erklärte Ordensschwester Therese Henriette.

Unter dem Namen „der Bischof der Hottentotten“ ging er in die südafrikanische Geschichte ein. Gemeinsam mit dem Bischof missionierte Leo Wolf die Buschmänner. Heute leben drei Schwestern und zwei Priester auf dem Kirchengelände. Dort unterhält die Katholische Kirche auch eine Schule. „Wir stehen den Menschen hier bei, so gut wir können. Leider haben wir nicht viel Geld, zu helfen“, sagte die Ordensfrau. Das größte Problem für den Ort sieht sie in dem neuen Alkoholgeschäft. „Den Shop gibt es seit zwei Monaten. Und es werden tagtäglich mehr Betrunkene“, behauptet sie.

²² Zwischen Pella und Upington liegt Kakamas. In Kakamas wechselt das „Hautfarbenverhältnis“ plötzlich. Dominierten bis dahin im Nordkap die Coloureds, so bestimmen nun wieder überwiegend Schwarze das Bild. Das Leben geht deutlich hektischer zu. Meinem Mietwagen gefiel es in Kakamas so gut, dass er dort einen Tag länger bleiben wollte. Die Wegfahrsperrstreike (oder besser: sie arbeitete zu genau), der Wagen ließ sich nicht mehr starten. Nachdem die Mietwagenfirma beschlossen hatte, niemanden die 1000 Kilometer von Kapstadt nach Kakamas zu senden, haben wir via Fernanleitung in mühsamer Kleinarbeit die Wegfahrsperrstreike ausgeschaltet.

22. Wenn Riesenschildkröten böse Geister vertreiben

Wenn man über Religion oder Kirche in Südafrika berichtet, kommt man nicht an einem oder einer Sagoma vorbei. Sagomas sind traditionelle Heiler die ihre Ahnen verehren. Es ist eine sehr spirituelle Angelegenheit, die im Zuge der Christianisierung immer mehr an Bedeutung verlor. „Deshalb ist es für Fremde auch so schwer einen zu finden“, erklärt der Kapstädter Brian Smith. Sagomas findet man entweder nur auf dem Land oder in den Townships. „Fragt man einen Christen, wo man denn einen Sagoma findet, dann wird dieser wahrscheinlich keine Auskunft geben, weil er es für faulen Zauber hält.“

Dabei ist die Tradition der Sagomas anerkannt und auch heute wenden sich viele Schwarze noch an die traditionellen Heiler. Auch ich habe nach langen Recherchen zwei Sagomas im Kapstädter Township Kayhelitsa gefunden. Der erste befand sich gerade auf Kräuter- und Wurzelsuche. Das ist eine Arbeit, die ein traditioneller Heiler selber machen muss, weil die gesammelte Naturmedizin sonst angeblich ihre Wirkung verliert. Was er zu tun hat, das sagen ihm angeblich seine Träume. Die Hütte des Sagomas ist wenig vertrauensierend. In alten Schnapsflaschen befinden sich verschiedene Flüssigkeiten, auf dem Lehm Boden liegt allerhand verstreut. Mitten im Raum steht eine alte Blechtonne, in der vor kurzem noch ein Feuer brannte. Im Regal sind mehrere Dosen und Einmachgläser, dazu zwei Boxen, in denen früher einmal Eiscreme war. Jetzt steht „Painkiller“ auf der einen, „HIV-Positive“ auf der anderen. Was sich darin befindet, kann oder will mir die Frau des Sagomas nicht sagen. Auf dem Weg nach draußen stelle ich fest, dass eine Riesenschildkröte sich unter dem Auto verkrochen hat. „Die vertreiben die bösen Geister“, erklärt mir die Frau und zieht das Tier recht lieblos wieder unter dem Auto hervor.

Ein anderer Sagoma ist zu Hause in seiner Hütte. Er hat Zeit, denn unter der Woche hat er nicht viele Termine. „Meistens kommen sie am Wochenende“, erzählt Manyawaza Manyelana. Allerdings weigert er sich, eine Touristenvorführung zu machen. Als ich ihm von meinen Kopfschmerzen berichte, ist er bereit mich zu behandeln. Ich zahle 50 Rand und zehn Cent für die Behandlung.²³ „Die zehn Cent sind für die Ahnen“, erklärt Manyelana. Die zehn Cent kommen zu den Kräutern, Hölzern und Wurzeln, die sich auf einer etwa 1,5 Quadratmeter großen Fläche in der Ecke des schmucklosen Raumes auf dem Boden befinden.

²³ Bei meinem Arztbesuch auf dem Land in Bergville habe ich für Untersuchung und drei verschiedene Medikamente 60 Rand bezahlt.

Der Sagoma zieht ein Perlenstirnband auf. Jeder Sagoma hat andere Farben und Muster in den Stirnbändern. Dann entzündet er ein paar alte Hölzer, die einen irrsinnigen Geruch verbreiten, fast betäuben²⁴. Dann knien sich der Sagoma, seine Schülerin (immerhin schon 45 Jahre alt und damit nur zehn Jahre jünger als ihr Lehrer) auf den Boden. Während die beiden auf Xhosa sprechen, robbt er über den Boden, kramt in seiner Kräuterkiste und sucht eine Wurzel und ein Kraut aus. Die Wurzel wird geraspelt, das Kraut zerkleinert. Und dann soll ich das Pulver in die Nase einatmen. Nachdem die beiden es vorgemacht haben, lege ich nach. Beide raten mir, nur eine kleine Menge zu nehmen, während sie richtig viel vom Pulver nehmen. Ups. Es brennt und kribbelt in der Nase, ein leichtes Stechen dehnt sich in die umliegenden Kanäle aus. Dann beten die beiden weiter. Plötzlich muss ich niesen und beide sind sich einig, dass das Mittel gewirkt hat. Zehn Minuten hat die gesamte Zeremonie gedauert, jetzt bekomme ich noch Wirkungen anderer Kräuter und Wurzeln erklärt.

Bei all den Kräutern die der Sagoma verbrennt, wundert es mich nicht, dass er selbst Asthma hat. Er schwört auf eine Mischung von Schulmedizin und seinen Methoden, sein Asthmaspray hat er immer dabei. Mittlerweile arbeitet das südafrikanische Gesundheitssystem oft mit Sagomas zusammen und versucht so zum einen aufzuklären, zum anderen Medikamente an Kranke zu verteilen. Dass ihm vor einem Monat seine Holzhütte abbrannte, wundert mich nicht, bei den vielen Kerzen und Kräutern, die dort angezündet werden und lagern. Dabei kam auch seine 20-jährige Tochter ums Leben. Nach dem Tod eines Angehörigen kann ein Sagoma drei Wochen nicht praktizieren, weil er dann keine heilenden Kräfte hat.

Manyawaza ist angeblich keiner der Touristenheiler, die im Rahmen der Township-Touren in bunten Gewändern tanzen und viel Spektakel machen. Deshalb wollte er auch nur wirkliche Beschwerden behandeln. „Es war das erste Mal, dass mich ein Weißer besucht hat“, sagt er. Zum Abschied schenkt er mir noch ein paar Wurzeln und Kräuter. Hoffentlich gibt das kein Problem bei der Kontrolle auf dem Flughafen. Mir ist schlecht, als ich die Wellblechhütte verlasse. Und Kopfschmerzen habe ich jetzt auch. Wenigstens hat er mir auch ein Stück Labatheka-Wurzel geschenkt. Die soll Glück bringen.

²⁴ Südafrika ist neben Nigeria der größte Cannabis-Produzent der Welt. In den Kneipen in Kapstadt ist es für viele Südafrikaner üblich, Drogen zu rauchen.

23. Die Bagger kamen, die Häuser fielen – und nur ein paar Kirchen blieben

Der Stadtteil „District Six“ liegt östlich vom Kapstädter Stadtzentrum und war seit 1867 ein Platz, der von Menschen unterschiedlicher Rassen und Glaubensrichtungen bewohnt wurde. Weiße, Schwarze, Coloureds, Inder, Christen, Moslems und Juden lebten hier. Bekannt war der Stadtteil für seine Lebensfreude und seine Toleranz gegenüber Andersdenkenden.

Eine beliebte Feier war jährliche Umzug durch das Viertel, an dem alle teilnahmen: dem „Coon-Carnival“. Das friedliche Zusammenleben verschiedener Rassen und die Feiern so nah am Stadtzentrum stieß bei der Apartheids-Regierung auf Ablehnung. Nach dem „Group Area Act“ von 1950 (jede Rasse bewohnt einen gesonderten Bereich für sich) wurde der District Six 1966 zum weißen Distrikt erklärt. Die Räumung und Zerstörung begann. Bis 1982 waren 60.000 Bewohner umgesiedelt, ihre Häuser von Bulldozern platt gemacht. Nur einige Kirchen und die Moschee standen noch im Geisterstadtteil.

Eine der Kirchen ist St. Mark's District Six. Sie blieb stehen, in ihr wurden weiter Gottesdienste gefeiert. Auch heute kommen noch viele ehemalige Bewohner des Stadtteils zu den Messen. Die Geschichten, die sie erzählen können, erinnern alle an Verbrechen der Vergangenheit. Der District Six soll wieder besiedelt werden. Nur wenige werden zurückkommen. „Die Vergangenheit kann man nicht rückgängig machen, wir haben jetzt ein neues Zuhause“, sagen viele der ehemaligen Einwohner. Mit Pfarrer John Oliver erlebte die Gemeinde einen neuen Aufschwung. Sehr passend ist angesichts der Vergangenheit des Stadtteils mit seinen vielen Glaubensgemeinschaften, dass gerade der District Six Ausgangspunkt für viele ökumenische Aktivitäten ist. John Oliver leitet das Projekt.

24. Von Schweinebraten, Erbsensuppe und Küsschen in der Kirche

Das Stahlgerüst mit der Kirchenglocke ist schon von weitem zu erkennen. Vorbei an einer der besseren Gegenden Johannesburgs fährt man durch ein großes Eisentor, parkt den Wagen hinter dem Zaun mit massig Stacheldraht und vergisst danach fast völlig, dass man in Südafrika ist. „I'm looking for Mr. Schoeber“, lautet meine Frage. Die Antwort kommt mit süddeutschem Dialekt. „Schauns mal dort hinten noach.“ Man spricht deutsch in der Gemeinde St. Bonifazius. St. Bonifazius ist eine der vielen deutschsprachigen Gemeinden in Südafrika. Sie engagieren sich für soziale Projekte, die Mit-

glieder leben meist seit Jahrzehnten in Südafrika, doch in ihren Gemeinden sind sie gerne unter sich.

Mit Ausnahme eines farbigen Pärchens sind nur weiße Menschen in der Kirche. Die deutschsprachige katholische Gemeinde um Pfarrer Hans Schoeber will sich ein Stück Heimat bewahren. In dem modernen Kirchenbau fühlt man sich wie in Deutschland. Lediglich die Farbigen, die draußen hinter dem Stacheldrahtzaun die Straße entlang schlendern und Autos, die auf der „falschen“ Straßenseite fahren erinnern einen daran, dass man doch nicht in Europa ist. Ein Stück „Heimat“ bietet auch das Essen nach dem Gottesdienst: Schweinebraten mit Sauerkraut und Kartoffeln.

Zum Abschluss der religiösen Wochen feiern 120 Messebesucher den Gottesdienst. Ein großer Stein ist der Altar, in der ersten Reihe stehen die zehn Kinder, die im nächsten Jahr zur Erstkommunion gehen. Im Mittelpunkt steht aber die Verabschiedung des Innsbrucker Religionspädagogen Dr. Günther Bader und seiner Frau Maria. Die beiden waren für die Inhalte der religiösen Woche verantwortlich. Für die zwei gibt es einen Wandteppich, Maria Bader bekommt von Pfarrer Schoeber sogar ein Küsschen auf die Wange. Man lebt also in den deutschsprachigen Gemeinden in Südafrika etwas lockerer, in einer Kirche in Deutschland wäre so etwas undenkbar.

3.000 Mitglieder gehören zur deutschsprachigen katholischen Gemeinde in der Diözese Johannesburg. „Das Gebiet aus dem die Leute zu uns kommen ist etwa 180 x 120 Kilometer gross“, weiß Pfarrer Schoeber. Jeden Sonntag lädt der Priester, der aus Bingen kommt, zur Messe. Seit 15 Jahren lebt und arbeitet er in Südafrika. „Die deutschsprachige Gemeinde in Johannesburg ist überaltert und auf dem absteigenden Ast“, sagte der Pfarrer und nennt einen Grund dafür: „Junge Leute finden hier kaum noch Arbeit. Sie gehen nach Europa, Neuseeland, Australien oder die USA. Im nächsten Jahr besteht die Gemeinde 50 Jahre. „Früher kamen viele Schweizer, Österreicher und Deutsche aus beruflichen Gründen hierher, heute gibt es mehr Abwanderungen als Zuwanderungen. Das ist die Ursache, warum die Entwicklung der deutschsprachigen Gemeinden rückläufig ist.“ Er sieht es als eine Aufgabe, die Mitglieder in die Ortskirchen einzugliedern. Oft geschehe das durch Hochzeiten.

„Für mich ist es von Amtswegen eine Aufgabe, mich um die deutschsprachige Gemeinde zu kümmern“, erklärte Werner A. Pallamar, österreichischer Generalkonsul in Südafrika. Seit 38 Jahren ist er in Südafrika. „Früher kamen junge Leute nach Südafrika, heute sind es vermehrt Pensionäre, weil sie hier mehr für ihr Geld bekommen“, äußerte er sich. Dass die Mitgliederzahl sinkt, ist nicht nur ein Problem der Kirchengemeinden. „Auch für andere deutschsprachige Klubs. Früher waren sie wichtig für die Leute, die nur ein paar Jahre hier waren.“ Mittlerweile leben viele ältere Leute in SA, die

die Klubs nicht mehr wollen oder brauchen. „Ich habe jetzt meinen eigenen Tennisplatz und Pool“, so Pallamar.

Um sich nicht als deutschsprachige Gemeinde völlig abzukapseln, wird jeden dritten Sonntag ein gemeinsamer Gottesdienst mit der schwarzafrikanischen Gemeinde, die auch auf dem Grundstück zu Hause ist, gefeiert. Die zweisprachige Messe dauert dann etwa anderthalb Stunden. „Zeit haben wir hier in Afrika genug“, betont Schoeber. Außerdem unterstützt die Gemeinde mit viel Einsatz drei soziale Projekte: Das Mutter-Theresa-Haus im Herzen von Johannesburg für Aidskranke. Das hellblaue Haus der Gemeinde in der St.-Georgs-Street beherbergt 100 todkranke Menschen. Im St.-Vincent-Haus wird sich um taubstumme Kinder gekümmert, das Haus „San Salvador“ ist eine Einrichtung für geistig behinderte Menschen²⁵.

Nur wenige Meter weiter ist auf der Rückseite der Kirche befindet sich eine kleine Kapelle. Hier feiern Zulus, Sothos und Zwasis einen Gottesdienst. Nicht so modern gestaltet wie das andere Gotteshaus, sieht es im Innern mehr nach Kirche aus. Pfarrer Jordan schreitet durch die Kapelle, redet ununterbrochen in verschiedenen Sprachen. Mal in Zulu, mal in Englisch, mal in Sotho. Immer wieder fragt er die Kirchenbesucher, schaut sie an und wartet auf eine Antwort. „Du musst sie wach halten, sonst schlafen sie dir ein“, weiß er aus Erfahrung wie er nach der Messe berichtet. Viele der Frauen haben Hüte auf, häufig wird gelacht, geklatscht oder sich lautstark gefreut. 30 Gläubige haben sich hier versammelt, es ist eine kleine Gemeinde. Statt mit Orgelbegleitung wird a Capella gesungen, dabei geklatscht. Dass man sich in einem Gebäude der deutschsprachigen Gemeinde befindet, bemerkt man nur deshalb, weil unter den Kirchenfenstern die Sakramente in deutsch angeführt sind. Die Predigt dauert ziemlich lang, die Gabenbereitung ist kurz und schmerzlos.

Um die Sakramente geht es auch in der Predigt von Pfarrer Jordan. Er redet den Gläubigen ins Gewissen. Mit einem überraschenden Ergebnis: Nur ein Drittel macht sich später auf, um die Kommunion zu empfangen. Trotzdem dauert die Verteilung der Hostien für die zehn Kirchenbesucher so lange wie in Deutschland für 100. Man hat eben Zeit in Afrika. Nach Ende des Gottesdienstes bleiben alle Messbesucher sitzen, reden miteinander, schauen sich an. Keiner mag gehen. Erst als sich der Priester beginnt in der Kirche umzuziehen, machen sich die ersten auf den Weg nach draußen.

²⁵ Gegründet wurde dieses Haus durch den Orden der Dominikanerinnen. Mittlerweile ist es von staatlicher Seite übernommen worden. Hier leben 58 behinderte Frauen, das Haus wird von Frauen geleitet. Die Sicherheitsvorkehrungen zum Schutz dieses Hauses sind höher als die anderer Häuser: Noch mehr Stacheldraht, noch mehr Schlösser an den Türen. „Als Frauen müssen wir uns hier besonders schützen“, erzählt Tina Labuschagni, die Leiterin des Hauses. Neben der direkten Betreuung wird mittels eines Outreach-Programms versucht, geistig behinderten Menschen im berüchtigten und völlig verarmten Township Alexandra zu helfen.

Dass die deutschsprachigen Gläubigen in Südafrika deutschsprachige Gemeinden brauchen, das steht für Schwester Agnes, die für die deutschsprachige Gemeinde in Mariannahill verantwortlich ist, außer Frage. „Diese Gemeinden sind nötig, weil der Mensch Wurzeln braucht, damit er weiß, wo er hingehört. Nur dann kann er herauswachsen und andere erreichen, nur dann ist er fruchtbar“, drückt die Ordensschwester es bildlich aus. Zum ersten Mal gibt es an diesem Sonntag im August einen ökumenischen deutschsprachigen Gottesdienst in Mariannahill. 100 Gläubige kommen zur Feier, danach gibt es in der Marimba-Halle Erbsensuppe für alle.

Ganz anders als die Johannesburger Gemeinde ist die deutschsprachige Gemeinde in Kapstadt. „Das einzige was hier deutsch ist, sind die Gottesdienste“, sagt Pfarrer Stefan Hippler. Bekannt geworden ist der Priester vor allem durch sein soziales Engagement im Süden Südafrikas. Er war maßgeblich am Aufbau des „Hope-Projekts“ beteiligt. Das Projekt soll aidskranken Menschen helfen.

In Südafrika stecken sich täglich schätzungsweise 1.700 Menschen mit dem HIV-Virus an, dies ist die höchste Ansteckungsrate weltweit. 120.000 Kinder sind infiziert, jährlich werden derzeit 75.000 Kinder neu infiziert, bei den 15- bis 19-Jährigen ist jeder fünfte HIV positiv. 50.000 Kinder haben schon ihre Eltern verloren. In KwaZulu/Natal, der am meisten betroffenen Region Südafrikas sind etwa 28 Prozent aller schwangeren Frauen mit dem Virus infiziert. In den Kinderkrankenhäusern Südafrikas erlebt man täglich hautnah, was diese Zahlen in der Praxis bedeuten. HIV positive Kinder belegen immer mehr Betten und die Aufenthaltsdauer im Krankenhaus erhöht sich gleichzeitig ständig, selbst dann, wenn der Gesundheitszustand der Kinder eigentlich eine intensive medizinische Betreuung nicht mehr erfordern würde. Diese Kinder belegen damit außerdem dringend benötigte Betten für akute Notfälle.

„Um den Kindern eine möglichst schnelle und reibungslose Rückkehr in die Familien und ihre Strukturen zu ermöglichen, muss die Familie-Kind Beziehung in der Zeit des Krankenhausaufenthaltes erhalten werden. Bei der allgemein herrschenden Armut und der Problematik des öffentlichen Nahverkehrs ist dies leider keine Selbstverständlichkeit“, sagte Hippler. „Gleichzeitig muss die Zusammenarbeit mit lokalen Gemeinde-Institutionen gefördert werden bzw. überhaupt erst geschaffen werden und umgekehrt darf auch der Kontakt zu dem Krankenhaus nicht mehr ganz abreißen, damit eine kontinuierliche medizinische Versorgung der Kinder gewährleistet bleibt und den Kindern damit ein menschenwürdiges Leben ermöglicht wird.“

Aus dieser Grundidee heraus entstand in Zusammenarbeit mit dem Tygerberg Childrens Hospital, der Universität Stellenbosch, das Projekt „Hope“.

Am 29. Oktober 2001 wurde die neue Kinderstation für „ansteckende Krankheiten“ namens Ithemba (= Hoffnung) mit der Unterstützung verschiedener lokaler Verbände und Firmen im „Tygerberg Childrens Hospital“ eröffnet. Ithemba ist die Ausgangsbasis für die Aktivitäten von Hope.

„Hope will und kann nicht das Rad neu erfinden, sondern will statt dessen bestehende Strukturen miteinander verknüpfen und damit entstehende Synergieeffekte nutzen“, so Pfarrer Hippler. Auf der Station im Tygerberg Childrens Hospital selbst können bis zu 24 Kinder, die an HIV/Aids erkrankt sind aufgenommen werden und durch die gleichzeitig erfolgende Betreuung sowie das intensive Outreach-Programm soll langfristig gewährleistet sein, dass die Kinder und ihre Familien auch nach ihrem Krankenhausaufenthalt unterstützt werden.

Im unübersichtlichen, riesengroßen Tygerberg-Krankenhaus, das mehrere tausend Menschen beherbergt, befindet sich die Station des Hope-Projekts. In dieser Kinderstation im siebten Stock sieht es viel schöner aus als in allen anderen Stationen. Es gibt viel Spielzeug, die Wände sind bunt und schön dekoriert, es herrscht eine angenehme Atmosphäre. „Das ist eben der Unterschied“, sagte Hippler, der betonte: „Aber die Kinder, die hier hin kommen, sind schwer krank.“ Deshalb darf ich mich auch nur im vorderen Trakt aufhalten. „Weil viele hier wirklich hochgradig ansteckende Krankheiten haben. Es sind nicht nur Aids-Patienten hier.“

In Zukunft will Hope Gemeindeführer schulen und so in den Townships Aufklärungsarbeit leisten und orten, wer die größtmögliche Hilfe braucht. „Allen auf einmal kann leider nicht geholfen werden. Deshalb ist es wichtig unsere Ressourcen möglichst sinnvoll einzusetzen“, lautet der Wunsch von Hippler und der deutschsprachigen Gemeinde. Wie viele Mitglieder die 1957 gegründete deutschsprachige katholische Gemeinde am Kap hat, weiß Hippler nicht. „Ich schätze 4.500, obwohl es in der Kartei nur 800 Leute gibt“, sagte er. Der Radius, in dem die Gemeindeführer leben sei 300 Kilometer groß. In den verschiedenen Hilfsprojekten engagiert sich die Gemeinde, das Vorzeige-Projekt ist die „Hope“-Initiative. Viele ehemalige Mitglieder der deutschsprachigen Gemeinde integrieren sich in das südafrikanische Leben. „Doch wenn es Probleme gibt, die Leute krank werden oder jemand aus der Familie stirbt, dann werden sie wieder deutsch und kommen zurück“, erklärte der Pfarrer, der in Kapstadt, „dem zweiten San Francisco“ als Seelsorger sehr viel mit Homosexuellen zusammenarbeitet und sich um deren Probleme kümmert.

II. Sport in Südafrika

1. Die Fußball-Weltmeisterschaft 2006 – „Rudi, wir hams“²⁶

Das FIFA-Exekutivkomitee hatte sich am 6. Juli 2000 in der letzten Abstimmungsrunde mit 12:11 Stimmen bei einer Enthaltung gegen Südafrika und für die Bewerbung des Deutschen Fußball-Bundes entschieden. Damit trägt Deutschland zum zweiten Mal nach 1974 wieder eine Fußball-Weltmeisterschaft aus. Bis zuletzt hatte FIFA-Präsident Joseph Blatter versucht, die WM nach Südafrika zu bringen, weil er 1998 bei seinem Amtsantritt versprochen hatte, die WM 2006 an ein Land der Dritten Welt zu vergeben. Während DFB-Mediendirektor Wolfgang Niersbach dem deutschen Teamchef mit den Worten „Rudi, wir hams“ um den Hals gefallen sein soll, nahm Danny Jordaan, Chef des südafrikanischen Fußballverbands regungslos die Entscheidung auf. „Wir wussten, wir konnten nicht verlieren“, erinnert er sich noch heute. „Als es dann aber doch passiert ist, konnten wir nichts machen und mussten die Entscheidung so akzeptieren.“

Wie die Entscheidung zustande gekommen ist, das wurmt Jordaan auch heute noch. Nur wegen der Enthaltung des Vertreters Ozeaniens²⁷ verloren die Südafrikaner. Damit ging Südafrika, wie bei der Bewerbung für die Olympischen Sommerspiele 2004, zum zweiten Mal bei einer wichtigen Entscheidung für ein sportliches Großereignis, leer aus.

Olympische Sommerspiele und Fußball-Weltmeisterschaften sind die wichtigsten Sportereignisse auf der Welt. Milliarden werden durch diese Events verdient. Nach wissenschaftlichen Studien kann die WM in Deutschland einen Gesamt-Gewinn von fünf bis zehn Milliarden Euro bringen. „Die nahezu perfekt inszenierte Fußball-Weltmeisterschaft hat Südkorea und Japan einen enormen Imagegewinn beschert. Wirtschaftlich aber zahlte sich das Milliarden-Spektakel weder für die beiden asiatischen Nationen noch für den Fußball-Weltverband (FIFA) aus“, vermeldete die Deutsche Presse-Agentur (dpa). Der Grund dafür: In Japan und Korea wurden eigentlich zwei Weltmeisterschaften ausgeführt, die Organisationskosten waren entsprechend hoch.

²⁶ Als sehr sportinteressierter Journalist habe ich viel über die WM 2006 erfahren. Bis zu meinem Aufenthalt in Südafrika hatte ich aber noch nie die südafrikanische Seite gehört.

²⁷ Nachdem Brasilien seine Bewerbung zugunsten Südafrikas zurückgezogen hatte bahnte sich eine Patt-Situation bei der Abstimmung (12:12) an. Die Entscheidung hätte dann bei FIFA-Präsident Joseph Blatter gelegen, der nach Ansicht der Experten für seinen Favoriten Südafrika gestimmt hätte. Aber dann war die Situation doch ganz plötzlich eine völlig andere. Der Neuseeländer Charles Dempsey, Präsident des Ozeanien-Verbands, konnte sich in letzter Sekunde plötzlich nicht entscheiden und enthielt sich der Stimme. So endete die Abstimmung nicht unentschieden sondern 12:11 für Deutschland. Danach soll es für Dempsey sogar Ärger mit seiner Premierministerin Helen Clark gegeben haben. Hatte Sie doch, nach Angaben von Agenturen, Südafrikas Präsident Thabo Mbeki versichert, Neuseeland werde Südafrika bei seiner Bewerbung um die Austragung der Fußball-WM 2006 unterstützen.

1994 fiel in Südafrika die Entscheidung, sich für die Ausrichtung der Fußball-WM 2006 zu bewerben. 1996 sandte der Südafrikanische Fussballverband (SAFA – South African Football Association) ein Schreiben an die FIFA, in dem er ankündigte, dass er die für die Ausrichtung der Fußball WM 2006 erforderlichen Unterlagen einsenden werde. „Dabei wollten wir uns an dem US-Modell von 1994 orientieren. Die wirtschaftliche Ausgangssituation der USA und Südafrika war zwar völlig unterschiedlich, aber in Sachen Fußball sind beide Länder Entwicklungsländer. Wir haben zwar eine nationale Tradition im Fußball, aber keine internationale“, erklärte Jordaen. Ein Grund dafür ist sicherlich, dass der südafrikanische Sport wegen der Apartheids-Politik seiner Regierung jahrelang vom internationalen Sport ausgeschlossen war.

„Es war unser Ziel, durch die Ausrichtung einer Fußball-WM an internationalem Profil zu gewinnen“, erklärte Jordaen. Ähnlich wie die USA habe man vorhandene Sportstätten für die Spiele nutzen wollen. „Dort wurden Football- und Baseballarenen umfunktioniert. Wir hätten unsere Rugbystadien brauchen können.“ Lediglich zwei Stadien hätten neu gebaut werden müssen. Viele große Sportnationen hätten schon in Südafrika Rugby oder Cricket gespielt. Die Sportstätten seien also international anerkannt.

Die Investitionen wären nach Ansicht von Jordaen sehr gut gewesen, weil sie für eine Verbesserung der bestehenden Infrastruktur gesorgt hätten ohne dass man für Neubauten übermäßige Kosten hätte tragen müssen. Ein weiteres wichtiges Argument, das bei Bewerbung angeführt wurde, war die Gleichberechtigung der Mitgliedsverbände. „Afrika wurde als Kontinent bisher nicht mit der Austragung der WM bedacht. Wir können nicht 100 Jahre FIFA-Geschichte feiern, ohne dass Afrika eine WM ausgetragen hat“, findet Jordaen. Der Afrikanische Fußballverband sei mit 52 Mitgliedsstaaten der größte Mitgliedsverband der FIFA.

Die Ausrichtung der WM hätte für Südafrika aus wirtschaftlichen Gesichtspunkten wichtig sein können. „Die Fußball-WM ist das größte Geschäft der FIFA und eines der größten im Sport überhaupt. 1,2 Milliarden Schweizer Franken resultieren aus einer WM für den Ausrichter“, weiß der Bewerbungskomitee-Chef. Nicht eingerechnet sind die Sekundäreffekte für Unternehmen im Land. Jordaen betont, dass Südafrika die WM aber nicht als soziales Geschenk oder als eine Art Spende haben wollte. „Es ist eben ein Geschäft. Aber wenn wir alle Bedingungen erfüllen, dann sollte sie an uns gehen“, sagt er. Durch die Fußball-WM hätte Südafrika nach Schätzungen des Verbands 150.000 neue Jobs bekommen. „50 Prozent davon wären auch nach dem Event erhalten geblieben“, glaubt Jordaen.

Die WM hätte auch die Chance geboten, Transportsystem, Marketing und Hospitality aufzubauen. „Länder wie Deutschland haben dies schon,

bei uns hätte die WM einen wichtigen Anstoß geben können.“ Außerdem hätten die Unternehmen in Südafrika leichter Verbindungen mit internationalen Partnern eingehen können. „Es hätte eine Zusammenarbeit mit Partnern in der ganzen Welt bedeutet und neue Wege für uns eröffnet.“ Durch Sekundäreffekte hätten diese Unternehmen 30 Mrd. Rand eingenommen. „viel in Dollar, Euro oder anderen härteren Währungen. Das hätte unserer Wirtschaft einen großen Impuls gegeben“, so der Chef des südafrikanischen Fußballverbands.

Dass der südafrikanische Fußballverband die nötigen Kriterien erfüllte, beweist ein FIFA-Report. Im März 2000 bewertete eine FIFA-Kommission die Bewerber. Deutschland und Südafrika erhielten die Noten sehr gut, England gut. Marokko und Brasilien wurden mit befriedigend bewertet. Als weiteren Vorteil für den Ausrichter einer Fußball-WM sieht Jordaan folgendes: „Vor der WM haben viele Korea und Japan nicht als Urlaubsland oder Markt gesehen. Das Event hat die Länder geöffnet, sowohl für Touristen als auch für Unternehmen. Wer während der WM eine gute Erfahrung dort gemacht hat, wird zurückkommen.“ Und über das Fernsehen werden Milliarden Menschen erreicht. „Du hast während der WM jeden Tag Werbung für Dein Land.“

Die Enttäuschung nach der Entscheidung saß tief. Erst nach einiger Zeit und reiflicher Überlegung fasste man den Entschluss, dass man sich erneut bewerben werde.

2. WM 2010 – Afrika ruft

Die Argumente für eine erneute Bewerbung sind dieselben. „Es wird aber nie wieder so schwer werden eine WM zu bekommen wie 2006“, glaubt Jordaan. Giganten wie Deutschland und England seien dabei gewesen, dazu das Land mit dem weltbesten Fußball, Brasilien, und Marokko. Dass die WM 2010 nach Afrika gehen soll, ließ die FIFA mehrfach durchblicken. „Wir wissen nicht, wer sich noch bewerben will. Man hört von Libyen, Ägypten, Marokko und Tunesien“, so Jordaan. Wie die Bewerbung aussehen wird, dass hängt davon ab, ob es eine Co-Ausrichtung wird (also eine von zwei Staaten gemeinsam wie in Korea und Japan) oder ob es einen Einzelausrichter gibt. „Eine Co-WM funktioniert organisatorisch nicht“, glaubt Jordaan.

Eine Ausrichtung einer Fußball-WM wird nach Ansicht des Fußball-Chefs in Südafrika auch die Entwicklung nach der Apartheids-Phase beschleunigen. Auch darauf war die 2006er Bewerbung aufgebaut. „Wir brauchen Projekte, um die Nation zusammenzubringen. Und ein solches Projekt ist eben auch eine Fußball-Weltmeisterschaft“, ist Jordaan überzeugt.

3. Nelson Mandela: „Gebt uns die Spiele – Wir sind bereit“

Am 5. September 1997 standen und saßen 30.000 Menschen an der „Grand Parade“ von Kapstadt, Tausenden warteten an der Waterfront, gemessen an der Besucherzahl der populärste touristische Ort Südafrikas. Gebannt schauten sie auf die Großleinwände und warten auf die Entscheidung: In der Abstimmung um die Ausrichtung der Olympischen Sommerspiele 2004 schied der Bewerber Kapstadt in der vorletzten Runde aus. Schließlich konnte Athen über die Ausrichtung der Spiele jubeln.

„Der Zuschlag für die Ausrichtung der Olympischen Sommerspiele hätte positive Auswirkungen auf die Wirtschaft in Südafrika gehabt“, behauptet Tshikani Baloyi vom Nationalen Olympischen Komitee Südafrikas. Sie ist mit für die Öffentlichkeitsarbeit des Verbands zuständig. Durch den Bau der Sportstätten hätte Südafrika viele neue Jobs bekommen, behauptet sie. Die Fertigkeiten der Leute im Land wären außerdem verbessert worden. „Es gibt viele Menschen in Südafrika, die Abitur haben. Doch gerade für sie fehlen die Jobs“, erklärte Baloyi. „Durch die Ausrichtung der Olympischen Spiele hätte es gerade in diesem Bereich eine stattliche Zahl neuer Arbeitsplätze gegeben. Und über Kontakte zu anderen Ländern wären auch die Chancen gestiegen, nach den Spielen Jobs im Ausland zu bekommen.“ Die NOK-Angestellte nennt prinzipiell dieselben wirtschaftlichen Gründe wie die Vertreter des Fußballverbands. Daher sei seine Ausrichtung für das Land wichtig gewesen. Deshalb werden sie hier nicht noch einmal aufgeführt.

„Wenn wir ein wichtiges Spiel verloren haben, dann merkt man das an der Stimmung in der Bevölkerung“, weist sie auf die Sportbegeisterung der Südafrikaner hin. Und wenn ein wichtiges Rugby-Spiel²⁸ läuft, dann stört man am besten nicht. Ich habe mir in zwei Pubs, die Begegnungen Australien gegen Südafrika und Südafrika gegen Neuseeland angeschaut. Kein einziger Schwarzer oder Colored sah sich in diesen Kneipen die Partien an. „Red nicht, beweg Dich nicht, stör nicht“, wurde ich unmissverständlich bei meinem ersten Kneipenbesuch in Bergsig zurecht gewiesen. Beim zweiten Mal, in Stellenbosch, durfte ich trotz meiner „All-Blacks“-Baseball-Kappe (die „All Blacks“ sind das Rugbyteams in Neuseeland) zuschauen. In den Pausen erklärten mir weiße Studenten in meinem Alter die Vorzüge der Apartheid und warum sie sie vermissen. An ihren Lederjacken trugen einige SS- und Hakenkreuz-Anstecker. Dabei könnte ihnen vielleicht gerade der Sport Gelegenheit geben, Grenzen abzubauen.

²⁸ *Newlands, Stadion, 6. September 2002: Professional Rugby League: Western Province gegen Falcons. „Wie das erste professionelle Rugby-Spiel in Deinem Leben?“ Peter und seine 16 und 18 Jahre alten Söhne Nick und Brendon können es nicht fassen. „Und du meinst, du warst noch nie bei einem richtigen Rugby-Spiel?“, fragt Brendon. Auch wenn es für die Südafrikaner unfassbar war, es war wirklich mein erstes Rugby-Profi-Spiel. Das 55 000 Zuschauer fassende Newlands-Stadion war nur zur Hälfte gefüllt, „weil die Falcons ein schwacher Gegner sind und wir klar gewinnen“. Klar ist etwas anderes. Bis vier Minuten vor dem Schlusspfiff lagen die Gäste 20:17 vorne, erst mit dem Schluss-Spurt gewann das Western Province Team. Das Wichtigste um ein Rugby-Spiel stilgerecht zu erleben: Biltong (getrocknetes Fleisch) und Boerewors (gewürzte Bratwurst).*

„Sport ist gut um Menschen aller Hautfarben zusammen zu bringen“, sagte Baloyi und hofft, dass in den Köpfen vieler Menschen bestehende Grenzen nach und nach weiter abgebaut werden. Eine Trennung nach Hautfarben sei innerhalb verschiedener Sportarten zu spüren. Fast alle Fußballer sind schwarz, die meisten Cricket- und Rugby-Athleten weiß. Dass Fußball²⁹ vorwiegend von Schwarzen gespielt wird, überrascht nicht. Fußball ist ein Spiel für das man nicht viel Geld braucht und hohe soziale Aufstiege möglich sind.

Die Olympische Bewegung des Landes hat ebenfalls eine interessante Geschichte hinter sich. Im Jahr 1900 nahmen die Südafrikaner zum ersten Mal an Olympischen Sommerspielen teil, 1960 wurden sie wegen der Apartheids-Politik von der Teilnahme ausgeschlossen. In 1972 wurden sie aus dem Internationalen Olympischen Komitee geworfen. Die Aufnahme dort erfolgte 1991 wieder, 1992 marschierte bei den Spielen in Barcelona wieder ein südafrikanisches Team mit den ersten offiziellen schwarzen Teilnehmern ein. Die Anzahl weißer Sportler dominierte in diesem Team eindeutig. Auch 1996 und 2000. Bei den Olympischen Spielen in Atlanta (1996) waren unter der über 130 Personen starken Delegation drei Viertel weiß. Bei den Athleten dominierte die Anzahl weißer Sportler noch deutlicher, weil viele Offizielle Farbige waren. In Sydney reisten im Jahr 2000 fast 200 Leute zu den Spielen. Über 60 Prozent waren weiße, etwa 25 Prozent schwarz, der Rest Coloured. Die gestiegene Anzahl Farbiger Sportler kam vor allem durch die Teilnahme des Fußball- und Baseball-Teams zustande. Baloyi hat bei den zwei Olympischen Sommerspielen, zu denen sie reiste, festgestellt, dass schwarze und weiße Sportler oft untereinander Gruppen bilden. „Es ist eben ein langer Prozess, bis wird wieder zusammengewachsen sind“, glaubt sie.

Im Stadtarchiv von Kapstadt konnte ich einen Einblick in die Berichterstattung der südafrikanischen Zeitungen über die Bewerbung gewinnen. Die Blätter haben, kaum überraschend, die Bewerbung unterstützt. „Nach den Sachen hat schon lange keiner mehr gefragt“, wunderte sich Archivarin Lindy Sampspon-Anderson von der Stadtverwaltung über die Anfrage. „Gerne können Sie sich alle Unterlagen anschauen, aber machen sie bitte nichts

²⁹ Mit 1:0 gewann Santos Capetown Anfang September das Heimspiel gegen die Manning Rangers aus Durban. In einem schwachen Fußballspiel fiel das einzige Tor in der 85. Minute. Im 20000 Zuschauer fassenden Stadion sahen sich etwa 1000 Leute, 50 Polizisten, ein paar Ordner, acht Kameras und fünf Fotografen das Spitzenspiel an. Unter den Zuschauern waren nur zehn weiße, Ordner und Polizisten waren überwiegend weiß. Die Hälfte der Zuschauer war betrunken. Alleine der Snackverkäufer fiel drei Mal die Treppe herunter, weil er vollkommen besoffen war. Dass die Qualität des Spiels so schlecht war, wunderte auf den ersten Blick, denn schließlich hatte die südafrikanische Nationalmannschaft die Qualifikation für die Weltmeisterschaft geschafft. Eine Stunde nach dem Schluss-Pfiff dann die Lösung: Ein Spiel der Nationalmannschaft wurde angepfeifen und dort die besten Fußballer der beiden Teams eingesetzt. Sie fehlten also ihren Teams. Noch eine Anekdote am Rande: Der Ligaausschuss hatte vor der Saison (geplanter Beginn Anfang August) Ende Juli beschlossen, die Liga von 18 auf 16 Teams zu reduzieren. Man wollte vier Wochen Zeit einsparen (warum auch immer, schließlich hat man in Südafrika ja sonst genug davon). Also ging der Verband hin und fragte die Teameigner (ist ein Franchisesystem wie in den USA), wer denn für acht Millionen Rand seine Mannschaft zurückziehe. Es fanden sich zwei, von der Bedeutung her wie 1860 München und Kaiserslautern in der Fußball-Bundesliga. Danach gab es nur noch 16 Mannschaften in der Liga. Doch dann fiel dem Verband etwas Überraschendes auf. „Hey, wir müssen ja auch den Spielplan ändern.“ Das bedeutete eine Verzögerung des Saisonstarts um zwei Wochen.

durcheinander.“ Das war auch kaum möglich, denn die Zeitungsartikel waren in angeblich sortierter, tatsächlich aber in unsortierter Reihenfolge in vierzehn dicken Mappen zusammengelegt. Mehrere Zeitungen widmeten den Bewerbungen in der Woche vor der Entscheidung Sonderseiten, in denen vor allem Nelson Mandela „als Trumpfkarte“ dargestellt wurde. „Gebt uns die Spiele – Wir sind bereit“, wird der ehemalige Präsident zitiert.

Die wissenschaftlichen Studien, die die ökonomischen Effekte und die Auswirkungen auf die Umwelt untersucht haben, kommen insgesamt zu dem, hier sehr vereinfacht dargestellt Fazit: Die Olympischen Spiele sind eine große Chance für Südafrika.

Nach der gescheiterten Bewerbung schlug die Stimmung in einigen Zeitungen um. Es wurden kritische Stimmen laut, dass eine Ausrichtung ohnehin schwierig gewesen wäre. Heftige Diskussionen gab es über die Finanzlücke von über zwei Millionen Rand.

Sehr interessant war auch das Durcharbeiten der „Bidbooks Capetown 2004“, das sind die Bewerbungsunterlagen, die die Kandidaten beim IOC einreichen müssen. Die Bewerbungsbücher waren allerdings nicht allzu leicht zu finden, weil zunächst keiner wusste, wer das einzige öffentlich zugängliche Exemplar gerade hatte.

Nachdem es aufgefunden war, habe ich wahrscheinlich die preiswertesten Fotokopien meines Lebens gemacht: 0,02 Rand pro Kopie. Die überraschendste Information gewann ich zu Beginn des ersten Bidbooks: Desmond Tutu war im Bewerbungskomitee eines der Zugpferde und Vorsitzender verschiedener Kommissionen.

4. Gibt es eigentlich „weiße Schwarze“?

Das Klingeln wird schnell lauter. Plötzlich greift Thembi zu. Sie hat den rollenden Ball erwischt, schüttelt den Ball, dass das Glöckchen im Innern des Balles klingelt und hüpfert wild umher. Thembi ist wie die meisten Kinder in der „Athlone School for blind people“ stark sehbehindert, die meisten sind blind.

Während meines Aufenthaltes in Kapstadt hatte ich die Gelegenheit, durch das SCORE-Projekt einen Tag Sportunterricht in einer Schule für Blinde (die meisten Kinder waren jedoch mehrfach schwerstbehindert) mit zu gestalten. Sicherlich, als Diplom-Sportlehrer hatte ich das nötige theoretische Rüstzeug, um den Unterricht zu leiten, mit behinderten Kindern jedoch keine Lehrerfahrung. Doch der Tag in der Schule war für mich ein besonderes Erlebnis. Durch einfache Bewegungsspiele wurden bei den Kindern Span-

nungen gelöst, durch kleine Anstrengungen große Freude ausgelöst. Dabei konnten auch die Lehrer eingebunden und ihnen weitere Übungen vermittelt werden. Die Sprachbarriere – die meisten Kinder hatten Afrikaans als Muttersprache – stellte kein Hindernis da.

Zugegebenermaßen hatte ich doch einige Berührungsängste, weil die Kinder besonders viel sabbern, nahezu ständig eine laufende Nase haben, die sie gerne am Ärmel deines Pullover abputzen und auch sonst nicht den gepflegtesten Eindruck machen. Mit jeder weiteren Sportübung wich jedoch ein Stück dieser Berührungsängste. Am Ende des Schultags wollten weder ich die Kinder, noch die Kinder mich loslassen. Auch Caty nicht.

„Das hat keinen Zweck, Caty lebt in einer anderen Welt und wird Sie erst in einem Monat, wenn überhaupt, akzeptieren“, sagte Wilma De Beer, die Lehrerin der Klasse, bei Unterrichtsbeginn. Das kleine weiße Mädchen hält die alte, abgenutzte Stoffpuppe fest in der Hand, sie summt eine Melodie, hat den Blick nach unten gerichtet. Sie kann kaum sehen und weist dazu noch starke autistische Züge auf. Ich weiß nicht warum, vielleicht durch die positive Wirkung der Bewegungsgefühle, auf einmal hielt sie fest meine Hand umklammert und wollte diese nicht mehr hergeben. Zum ersten Mal sah ich in dieser Schule einen schwarzen Albino (auch wenn der Ausdruck natürlich totaler Blödsinn ist, weiß ich aber nicht, wie ich es sonst formulieren soll). Sein Name ist David. Seine gekräuselten Haare sind wie die eines Farbigen, die breite Nase ebenfalls markant. Doch Haare und Haut sind weiß, obwohl David aus einer Xhosa-Familie kommt. „Er ist ein weißer Schwarzer“, erklärt seine Lehrerin, die sehr gut auf die Arbeit von Score zu sprechen ist.

Score ist eine nicht staatliche Organisation, die „das Leben der Menschen durch Sport verändern möchte“. Score wurde 1991 im Township Khayelitsha, außerhalb von Kapstadt gegründet. Die Mission beschreibt Score so. „Wir wollen nachhaltig Sport und Bewegung für benachteiligte Kinder und Jugendliche anbieten“, erklärte Donny Jurgens, einer der Manager von Score.

Die Grundlage der Arbeit von Score sind die Freiwilligen, die sich für ein halbes oder ganzes Jahr verpflichten. „Die Jüngsten sind Anfang 20, die Ältesten fast 60 Jahre alt“, weiß Jurgens. „Doch die meisten sind Mitte 20.“ Nach dem Bewerbungsverfahren werde geschaut, wer wo besonders gut hinpasse. Schwerpunktmäßig arbeitet Score in ländlichen Gebieten oder in Townships. „Wir erhalten Zuschüsse von der europäischen Union, sind aber dennoch auf Spenden und einen Beitrag der Freiwilligen angewiesen“, sagte Jurgens. 1.200 US\$ kostet ein halbes Jahr, wer ein ganzes Jahr als „Sport-Volunteer“ bleiben möchte zahlt 600 \$ mehr. Untergebracht werden die Freiwilligen, die überwiegend aus Holland und den skandinavischen

Ländern kommen, in Gastfamilien oder in Score-Volunteer-Häusern. Den Score-Freiwilligen entstehen keine weiteren Kosten für Unterkunft und Verpflegung, außerdem erhalten sie pro Monat 500 Rand. „Das ist sicher nicht viel, aber dafür haben die jungen Leute die Gelegenheit, das wirkliche Leben in Südafrika kennenzulernen und wichtige Erfahrungen zu sammeln“, so Jurgens. Zur Zeit arbeiten nach seinen Angaben 41 Freiwillige im Rahmen dieses Programms in Südafrika. Bevorzugt werden Freiwillige mit sportlicher Vorbildung. Diese sei aber nicht unbedingt notwendig, weil die Teilnehmer speziell für die Erfüllung Ihrer Aufgaben geschult würden.

Score will

- Sportunterricht in die Schulen einführen und dabei die Lehrer ausbilden und ermutigen, dass sie nach Abzug des Freiwilligen selbst Sport anbieten
- Gemeindefeste zur körperlichen Ertüchtigung anbieten
- Kinder aus sozial schwachen und sozial starken Familien, oft ist es noch der Unterschied schwarz zu weiß, durch Sport zusammenführen
- Bewegungsangebote für Behinderte schaffen
- mithelfen, ein Vereins- und Sportsystem in den Gemeinden auf die Beine zu stellen
- im doch sehr patriarchalisch geprägten Südafrika, Frauen und Mädchen an Bewegung und Sport heranzuführen.

„Man sollte die Wirkung von Sport nicht unterschätzen“, betont Jurgens. Auch bei der Bekämpfung von Problemen wie Aids, Kriminalität, Drogenkonsum und Arbeitslosigkeit kann Sport seinen Beitrag leisten. „Sport kann das Selbstbewusstsein junger Menschen heben, ihr Selbstwertgefühl steigern. Wer sich im Sport bestätigt findet, gerät viel seltener in eine Gang oder auf die schiefe Bahn. Die Menschen können durch Sport ihre Persönlichkeit und ihre Fähigkeiten entfalten“, steht für ihn fest. Auf Probleme wie Aids oder Drogen könnte man hinweisen und so zumindest aufklären. Ab 2003 soll ein neues Projekt gestartet werden: Mittels eines spielerischen Programms soll das Bewusstsein für Krankheiten wie Aids geschärft werden. Das 40-seitige Manuskript enthält meines Erachtens einige gute Ideen (z. B. eine Frage-Antwort-Staffel, wo Kinder nur dann los laufen dürfen, wenn Sie eine Frage zum Themengebiet HIV/Aids richtig beantwortet haben) allerdings auch einige pädagogisch fragwürdige Übungen (wie „Wer hat Angst vorm HIV-Virus“ frei nach „Wer hat Angst vorm schwarzen Mann.“).³⁰ „Außerdem können die Score-Freiwilligen Vorbilder für die Kinder und Jugendlichen sein“, hofft Jurgens. „Das wichtigste am Score-Projekt ist, dass der Impuls, den wir geben, nicht verpufft, wenn der Freiwillige wieder zurückgeht.“

³⁰ Über Score habe ich in München eine Studentin kennengelernt, die sich mit der Wirkung von Score im Rahmen ihrer Diplomarbeit auseinandersetzt und damit eine der ersten Wirksamkeitsstudien anstellt. Voruntersuchungen deuteten auf einen wissenschaftlich belegbaren Erfolg von Score hin. Die Untersuchung soll in 2003 abgeschlossen werden.

Deshalb ist es unheimlich wichtig, die einheimischen Lehrer und Übungsleiter zu schulen und Bewusstsein für Sport sowie Bewegung zu schaffen.“ „Ich bin zwar erst zwei Monate hier, doch es war eine richtige Entscheidung“, ist sich Maike van Bruikink sicher. Die 23 Jahre alte Niederländerin entschloss sich, angeregt durch eine Freundin, am Score-Projekt teilzunehmen. Sie unterrichtet an der erwähnten Schule für Blinde sowie an zwei weiteren Schulen in Kapstadt. Maike ist für ein halbes Jahr in Südafrika.

Seit 1991 haben über 400 Freiwillige aus 17 Ländern im Rahmen dieser Initiative Sport unterrichtet. Mehr als 100 Gemeinden beherbergten einen Freiwilligen, mehr als 300.000 Kinder nahmen an den Programmen teil, über 5.000 Lehrer wurden weitergebildet, 380 Schulen profitierten von Score. Mittlerweile dehnt Score seine Kontakte nach Namibia, Zimbabwe und Süd-Amerika aus. Mittlerweile zeichnet sich Score für den Aufbau von 22 Sportstätten in verschiedenen Gemeinden verantwortlich. Die Gelder dafür, so Jurgens, habe man von der EU erhalten. In seinen sechs Provinz-Büros gibt es insgesamt 47 Mitarbeiter.

Einen guten Kontakt pflegt die Spitze von Score nach einigen Angaben auch zu Scas (Sport Christ Action South Africa). Im Gegensatz zu Score will Scas nicht nur durch Sport die Lebensqualität verbessern, sondern vor allem die Botschaft der Bibel nahe bringen.

5. Warum Oliver Kahn den Ball im WM-Finale nicht festhalten konnte

Das Konzept von Scas, 1984 vom Läufer Pieter Kloppers und dem Rugby-Profi Faffa Knoetze als Sports Christ Action Stellenbosch gegründet, ist ein wenig anders angelegt als Score. „Unsere Gründer haben gemerkt, dass sie durch den Sport eine Bühne bekamen, um Menschen das Evangelium näher zu bringen. Die Menschen hören zu, wenn es um Sport geht“, sagte Natale Roelofse, der Leiter von Scas. Er erläutert das Konzept der christlichen Organisation so. „Junge Menschen geben ein Jahr für Gott und reisen als Sportprediger von Gemeinde zu Gemeinde.“ Dabei gehe es nicht darum, „die Menschen mit der Bibel zu schlagen“. „Vielmehr wollen wir Anstöße für die Entwicklung des Sportsystems geben und erst danach den Menschen von Jesus erzählen.“ Nach den Anfangsjahren in Stellenbosch dehnte die Gruppe ihre Arbeit auf ganz Südafrika aus. Den Namen änderte sie, die Abkürzung nicht. „Das passte so gut und eine Änderung hätte nur für Verwirrung gesorgt“, so der Leiter.

Die Freiwilligen zahlen, etwa dasselbe wie bei Score, 18.000 Rand pro Jahr. „Viele der jungen Freiwilligen, die meisten sind im Alter von 18 bis 21 Jahren, haben Sponsoren, die ihnen das Jahr finanzieren“, sagte Roelofse³¹. In seinen Augen haben die jungen Freiwilligen sehr schnell „einen Draht zu den Kindern und Jugendlichen an den Schulen.“ „Selbst in den ein oder zwei Wochen, in denen wir da sind, werden eher Probleme angesprochen als sonst mit Lehrern.“ Auch würde versucht, die jungen Menschen für Themen wie Aids, Drogen und Kriminalität zu sensibilisieren. Neben dem Service-Jahr versucht Scas auch, durch Spitzensportler Menschen zu erreichen. „Wir bieten einen E-Mail-Service für Jedermann an. Jede Woche schreibt ein Spitzensportler eine E-Mail und thematisiert dann ein bestimmtes Glaubenthema“, erläuterte Roelofse.

Ausgebildet werden die Teilnehmer im Scas-Programm an der International Sports Leadership School (ISLS). „Wir dienen Jesus weltweit indem wir uns um die Ausbildung der Sportprediger kümmern“, sagte Cassie Carstens, der Leiter der Schule. Der Pfarrer der Dutch Reformed Church war auch als Rugby-Profi aktiv. In 25 Ländern sind Prediger der International Sports Coalition (ISC), zu der die Schule gehört tätig. Einer von ihnen ist Alex Ribeiro aus Brasilien. Der etwa 1,60 Meter große Seelsorger der brasilianischen Fußball-Nationalmannschaft begleitet auch seit langem die Formel-1 und kann nicht nur über das Konzept der ISC etwas erzählen, sondern auch viele kleine Anekdoten aus dem großen Sport. Während meines Aufenthalts gab er ein zweitägiges Seminar an der ISLS. „Es ist unser Ziel, die frohe Botschaft Jesus durch universelle Sprache des Sports zu vermitteln“, erklärte Ribeiro. „Wenn Du als Pfarrer in der Kirche über Dinge wie das unfaire und damit unchristliche Handspiel von Maradona bei der WM 1986 sprichst, dann schläft Dir in Brasilien keiner ein.“

Alex Ribeiro, der ehemalige Formel-1-Fahrer, sieht sich selbst als „Geschichtenerzähler und nicht als Prediger“.

Er war einer der treibenden Kräfte der Vereinigung „Athleten für Jesus“. Über 5.000 Athleten predigen für die Gemeinschaft. „Als ich damals Autorennen fuhr, hatte ich einen Aufkleber auf dem Auto, auf dem Stand: Jesus beschützt. Eines Tages sah ich ein Bild davon in einer größeren Zeitung und mir war klar: Der Sport ist einer der besten Wege der Kommunikation. Die ganze Welt kann über diese Plattform erreicht werden.“ So kann er den brasilianischen Pfarrer nicht verstehen, der darauf bestand, dass ein Nationalspieler seine Zusage einhielt, in der Kirche Orgel zu spielen, obwohl er gleichzeitig in einer Talkshow vor einem Millionenpublikum hätte

³¹ Ein ähnliches Konzept verfolgt die Gruppe C-Kruis, die ebenfalls aus den gleichen Gründen mit Freiwilligen durch die Orte zieht und dort Theaterstücke und Tänze aufführt. Ich lerne diese Gruppe in Springbok kennen. Sie vermittelte den Kontakt zu Scas.

reden können.³² „Jemanden, der ein bisschen Orgel spielen kann, findest Du immer, Millionen Menschen erreichst Du nicht jeden Tag.“ Dass die Sportler besonderen Einfluss haben, steht auch für ihn außer Frage. „Selbst Ronaldinho, einer der hässlichsten Kerle, hat unendlich viele weibliche Bewunderer.“

Den Einfluss dieser Sportler müsse man nutzen, das Evangelium bekannt zu machen. „Seit der WM kennt jeder in Japan und Korea Jesus, viele Kinder bekreuzigen sich nach ihren Toren auf dem Bolzplatz“, sagte Ribeiro, für den es ein erster Schritt ist, Jesus bekannt zu machen: „In einem zweiten Schritt kann man das dann mit Inhalt füllen.“ Deshalb versucht er mit anderen Lehrern, „Sportpriester“ auszubilden.

6. Lekker

Lekker ist in Südafrika eigentlich alles: lekker food, lekker boy, lekker girl. Lekker ist Afrikaans und bedeutet gut, prima, hübsch, angenehm, delikates und noch alles andere Positive. Für mich waren die sechseinhalb Wochen unheimlich lekker.

Weder die Informationen, noch Ideen oder Lust weiter zu schreiben, sind mir ausgegangen. Es war schlichtweg der Platz und die Tatsache, dass ich den Bericht irgendwann abgeben muss. 30 Seiten sind nicht viel, aber die Auswahl war zeitintensiv. Sehr schwierig war es für mich auch, im Alltagsstress wieder Zeit und Muße für die Berichte zu finden. Das ist mir nicht so gelungen, wie es erhofft hatte. Außerdem ist es mir sehr schwer gefallen,

³² Das Kurz-Interview mit dem ehemaligen Formel-1-Fahrer Alex Ribeiro auf dem Weg zu einem Treffen mit Geschäftsleuten (seinem Fahrstil merkt man die Formel-1 deutlich noch an).

Frage: Als Seelsorger im brasilianischen Team haben sie ein Mal an Olympischen Sommerspielen und vier Mal an Fußball-Weltmeisterschaften teilgenommen und kannten die jeweiligen Mannschaften recht gut. Mit wie vielen Spielern haben sie jeweils intensiv zusammengearbeitet?

Ribeiro: Das war recht unterschiedlich. Kontakt hatte ich zu allen, sehr intensiv habe ich mich jeweils mit einer Handvoll Spielern auseinandergesetzt.

Frage: Der schwierigste Moment der Zusammenarbeit mit der Mannschaft war sicherlich der nach dem verlorenen WM-Finale 1998?

Ribeiro: Nein. Der Beginn der Fußball-WM 2002 war viel schwieriger. Die Mannschaft kam total verunsichert zur Weltmeisterschaft und hatte kein Vertrauen in ihre Stärken.

Frage: Glauben Sie, dass es möglich ist, durch die Zusammenarbeit mit einem Seelsorger seine sportliche Leistung zu steigern?

Ribeiro: Auf jeden Fall. Denn ein Seelsorger kann Dir helfen, Gott zu entdecken. Und wenn Du Gott für Dich entdeckst, dann bist Du mit Dir im Reinen und kannst eine bessere Leistung abrufen. Weil Gott alles steuert ist es auch für Dich besser, wenn Du an ihn glaubst.

Frage: Das heißt, dass Oliver Kahn den Ball im Finale deshalb nicht halten konnte, weil die Brasilianer stärker an Gott geglaubt haben?

Ribeiro: Das möchte ich so nicht sagen. Aber Gott wusste schon, dass die Deutschen nach einem Finalsieg nicht auf die Knie gefallen wären und ihm gedankt hätten.

aus den vielen Informationen die „richtigen“ auszuwählen. Ich habe mich dazu entschieden, ein möglichst buntes Bild wieder zugeben, weil ich den Südafrika-Aufenthalt so darstellen wollte, wie ich ihn selbst erlebt habe: Sehr bunt. Einige Abschnitte des Berichts sind stark verkürzt dargestellt, andere habe ich ganz entfallen lassen. Ich hoffe, dass ich eine interessante und informative Auswahl getroffen habe.

Jedem weiteren Bewerber kann ich nur raten, die Themen für ein Recherche-Stipendium möglichst weit zu fassen. Dies macht es zwar schwieriger den Bericht zu verdichten, doch es erleichtert zum einen die Suche nach Gesprächspartnern, zum anderen ist man einfach offener für neue Eindrücke und nicht in ein festes Raster eingebunden.

Noch zwei persönliche Anmerkungen zum Schluss. Die Menschen in Südafrika scheinen gläubiger als die in Deutschland, viele bezeichnen sich als „gute“, „erneuerte“ oder „wahre Christen“. Das muss zu einem Großteil heuchlerisch sein. Denn die Realität in Südafrika sieht unchristlich aus: Die Kriminalitätsrate gehört zu den höchsten der Welt. Zum anderen war ich immer wieder überrascht, wie fest Vorurteile in den Köpfen vieler Menschen verankert sind. „Wenn Sie nach Soweto gehen, dann sind Sie sofort tot“, erklärte mir ein Kapstädter. Als ich fragte „warum“, entgegnete er: „Weil dort alle mit Waffen herumlaufen.“ Ob er denn selbst einmal dort gewesen sei, wollte ich wissen. „Natürlich nicht, aber das ist so.“ Und Fälle wie dieser sind kein Einzelfall. Die über Jahrhunderte aufgebauten und in den vergangenen Jahrzehnten verstärkten Grenzen werden erst in ein paar Generationen überquert werden.

Die Elefanten haben sich keinen Millimeter bewegt. Nur der achte ist irgendwann wegen des wilden Herumhackens auf der Computertastatur umgefallen. Da liegt er nun. Doch er erinnert mich genauso wie die elf anderen an unvergessliche Wochen in Südafrika.